

# Qualitative Methoden der Persönlichkeitsforschung

Wilhelm Salber

## I. Überblick

### 1. Ansatz

Den Angaben über die Eigenart qualitativer Methoden liegen oft etwas vage Vorstellungen zugrunde. Sie bewegen sich vor allem um drei Überlegungen: qualitative Methoden seien dem naiven und vorwissenschaftlichen Erfassen verwandt; das Wissenschaftliche der qualitativen Methode wird dann bisweilen durch das Wort „diszipliniert“ (McLeod) zu betonen gesucht — was natürlich für sich recht wenig besagt. Ferner seien es Methoden, die Beobachtungen erlaubten, welche unmittelbarem Verständnis und sprachlicher Formulierung nahe ständen (Pintschovius). Und schließlich empfindet man die qualitativen Methoden als Erfassungsmöglichkeiten, die dem Menschen als Beobachtungs-„Instrument“ (Brown a. Ghiselli) zu eigen sind und die Sache irgendwie „im Kopf“ abmachen. Es ist notwendig, aber auch schwierig, diesen drei Momenten nachzugehen; denn noch fehlen zusammenfassende methodologische Überlegungen zur qualitativen Methode der Psychologie (König 1956, Heyns a. Lippitt).

Dabei handelt es sich bei den qualitativen Methoden zweifellos um die ältesten Methoden psychologischen Erkennens. Nach Dessoir ist eine der drei Wurzeln der Psychologie die Beobachtung, die jeder an seiner Gemütsart und am Charakter der anderen machen muß. Die Ahnenreihe dieser „Psychognosis“ beginnt mit den Sinnsprüchen der Gnomiker, führt über das zweite Buch der Aristotelischen Rhetorik und Theophrasts Charakterbeobachtungen zur Autobiographie Augustins. Sie begegnet uns wieder in der Selbstzergliederung der Mystik, der „genetischen Individualpsychologie“ der Viktoriner und in der Kontemplation des Ignatius von Loyola wie in der der Quietisten.

Sich und andere „wesenhaft“ und auf „wesenhafte Weise“ zu erkennen ist auch das Ziel Gracians und der französischen Moralisten, die „scharf beobachtete Wirklichkeiten auf konkrete Grundsätze“ — etwa Eigenliebe und Leidenschaften — zurückführen wollten. Für die gegenwärtigen Probleme ist es aufschlußreich, wie sich in den Schriften des Lothringers Poiret die „objektive“ Beschreibung des Aristoteles mit der „subjektiven“ hellenistischen Zergliederung des Charakters verbindet; es zeigt sich hier, daß die qualitativen Methoden nicht einseitig mit Verhaltensbeobachtung oder mit Introspektion gleichzusetzen sind. Rousseau trägt bei zur Entwicklung

der „Psychognosis“ durch seinen Individualismus, seine zergliedernde Offenheit, während K. Ph. Moritz und die „Psychologischen Magazine“ im Fortfall moralischer Urteile, der Sammlung von Tatsachen, der vergleichenden Beobachtung bereits Grundzüge moderner Psychologie erkennen lassen. Interessant ist die Bemerkung Dessoirs, Lichtenberg und Schopenhauer seien deshalb aphoristisch denkende Psychologen geworden, weil der Roman die praktische Menschenkenntnis ihrer Zeit trug und „man allmählich vergaß, daß konkrete Seelenprobleme wissenschaftlicher Beurteilung zugänglich waren“. Man kann hinzufügen, die Menschenkenntnis überhaupt; denn zweifellos gilt Gehlens Bemerkung zu recht, erst Freud habe die Psychologie wieder auf die Ebene guter Romane erhoben. Die Romane Balzacs, Flauberts, Stendhals, der Russen bestätigen Pfänders Satz von den Dichtern als den Pionieren der Psychologie: sie enthüllen seelische Bewegungen, Stimmungen, Lebensstile, sie bringen „atmosphärische“ Ganzheiten zum Vorschein, verfolgen Motive und Gebärden in unerreichbarer Anschaulichkeit und enthüllen in all dem neue Gesichtspunkte psychologischen Erfassens (Dilthey, Hauser, Pfänder, Rothacker, Scheler). Nicht ohne Grund beweisen die Begründer der wissenschaftlichen Charakterologie wie die Väter der „Phänomenologie“ Verständnis für Dichtung und Ästhetik.

Die Grundformen der qualitativen Methoden — Beschreibung, Beobachtung, Gespräch, Werkanalyse — und die Schauweisen der Fallstudie, der Weltanschauungsanalyse, der Biographie — sind in der „Psychognosis“ der Dichtung bereits ausgebildet. Wenn im folgenden nun charakteristische Merkmale der qualitativen Methoden herausgearbeitet werden, dann sollen diese Grundformen und Schauweisen den Bezugspunkt für weitere Überlegung bilden. Eine Ordnung nach Situationen, Techniken und Kontrollmöglichkeiten, wie Anderson und Thomae (1958) sie geben, wird hier nicht angestrebt, um Wiederholungen zu vermeiden. Auch eine Ordnung von bestimmten Schulen oder Schauweisen aus ist nicht beabsichtigt; sie würde zuviel doppelt und dreifach sagen müssen, gerade wenn Gemeinsamkeiten und Eigenart der qualitativen Methoden in Frage stehen; wenn dagegen die Unterschiede zu stark betont würden, überschneite sich das methodische Kapitel zu sehr mit der Darstellung der Persönlichkeitstheorien im gleichen Band. Daher führt der hier eingeschlagene Weg einer Darstellung der qualitativen Methoden über eine Reihe von charakteristischen Zügen, die in der einen oder anderen Ausprägung bei allen Grundformen und Schauweisen zu beobachten sind. Aus Raumgründen muß die Sonderstellung „qualitativer Tests“ unberücksichtigt bleiben.

## 2. Allgemeine Merkmale

Der Bezug der qualitativen Methoden zum vorwissenschaftlichen und sprachlich fixierten Verständnis erklärt sich schon vom geschichtlichen Hintergrund aus. Aber auch bei einer Analyse der tragenden Prinzipien zeigen sich Zusammenhänge zwischen der „naiv“ und der wissenschaftlich verwendeten qualitativen Beobachtung. Selbstverständlich bedarf es hier noch ausführlicherer Betrachtungen als allein des Hinweises auf die drei Momente

des „Verständnisnahen“, des „Vorwissenschaftlichen“, und des „Im-Kopf-Tuns“.

Alle drei Züge weisen gemeinsam etwas auf, das in einem ganz allgemeinen Sinne als „Verstehen“ bezeichnet wird (Dilthey, Gruhle, Pfänder). Dieses „Verstehen“ ist eine wesentliche Erkenntnisoperation des Menschen und ihr Wesen verdeutlicht sich, wenn man davon ausgeht, daß die qualitativen Methoden Prozesse sind, die einen Übergang vom anschauungs- und erlebnisgebundenen Verständnis seelischer Eigentümlichkeiten zu Aussagen anstreben, die Persönlichkeitszüge betreffen. Kennzeichnend für die qualitative Methode ist nun, daß der Übergang selbst stets „verständnisnah“ bleibt, wieviele Einzelschritte er im Verlauf des Erkennungsvorgangs auch tun muß. Die Einzelschritte können während des Erfassungsprozesses unmittelbar in ihrer Rolle als Übergang vom Anschaulichen zur charakterologischen Aussage verstanden und auf Ausgangspunkt oder Ziel bezogen werden.

Das Verständnis bezieht sich also zuerst einmal auf das Ausgangsmaterial. Schon die „rohen“ Fakten, die Grundlage allen wissenschaftlichen Vorgehens sind, besitzen in ihrer Konkretheit, Anschaulichkeit und „Individualität“ einen eigentümlichen Sinn, auf den auch die beschreibende Feststellung eingestellt ist (Viergutz). Er tritt dem Beobachter in der Begegnung unmittelbar entgegen. Buytendijk und Plessner, Klages, Lersch, Rothacker und Scheler weisen hin auf die Tatbestände originärer und physiognomischer Wahrnehmung, auf das in der „Anschauung“ liegende Verständnis, auf den Wert von Kontakt und Bedeutsamkeit usf. Brown und Ghiselli suchen diese Tatbestände zu umschreiben durch das Postulat der „reliability of perceiving“; der Operationismus kann dabei noch gar nichts helfen (Pratt). Ohne Bezug auf diesen anschaulichen, vorwissenschaftlichen Hintergrund des Erkennens ist keine psychologische Einsicht möglich (v. Allesch, Pratt); hier zeigt sich die Verwandtschaft mit dem „Naiven“.

Das Verständnis bezieht sich aber nicht allein auf das Ausgangsmaterial. Das Sinnhafte des konkret Erfahrenen wird aufgenommen zu einer Beantwortung von Fragen der Persönlichkeitsforschung. Die systematische Persönlichkeitslehre — um die es hier allein geht — gibt den anschaulichen Sinneinheiten ihre umfassende Bedeutung. Das Beziehenkönnen wird dadurch ein Hauptproblem. Der Zusammenhang zwischen dem Ausgangsmaterial und der Persönlichkeit und ihren Zügen ist so eng, daß Pratt glaubt, die Wissenschaft bewege sich stets im Zirkel immer wieder auf das konkrete Ausgangsmaterial zu. Genau so gut läßt sich aber auch mit Guilford sagen, die Persönlichkeitszüge seien für alle Methoden der verständliche und durch Generalisierung erreichte Bezugspunkt, das Verhalten demgegenüber ein „trait-indicator“; alle empirischen Befunde müßten in Beschreibungen von Persönlichkeitszügen umgesetzt werden. Daher ist für die gewählte Forschungsmethode die Art der Integration der Befunde bedeutsam: auch hier wird die Empirie von der Theorie und ihrem Verständnis beeinflußt (König 1956, Pratt). Das Erfassen des „Weges“ von Persönlichkeitsprozessen erfordert eher die anschauungsnahe „Intuition“ als die Bestimmung einer statistisch erarbeiteten Komponentensumme, bei der es

schwieriger ist einzusehen, wie die ganze Persönlichkeit arbeitet (R. Watson). In jedem Fall aber muß die wissenschaftliche Methode zu einem Verständnis führen (Brown a. Ghiselli).

Wie bereits angedeutet, kommt für die qualitative Methode zu dem notwendigen Verständnis von Ausgangs- und Endposition noch ein weiterer „sinnhafter“ Zug hinzu. Der Übergang selbst hat bei den qualitativen Methoden einen eigentümlichen verständnisnahen Charakter. Zwar muß jede Methode ableiten können, warum sie aus bestimmten anschaulichen Einheiten bestimmte Schlüsse ziehen kann; doch nicht jede Methode ermöglicht in jedem Stadium ihrer Anwendung unmittelbare Ableitung. Bei den qualitativen Methoden begleitet aber stets ein mehr oder weniger explizites „Wissen“ um das, was man tut, die ablaufenden Erfassungsprozesse.

Das dürfte auch die Aussage begründen, qualitatives Erfassen gehe „im Kopf“ vor sich. Es handelt sich hier um den Tatbestand, daß das qualitative Erfassen von den ohne zusätzliche Hilfsmittel verfügbaren Verarbeitungs- und Auffassungsoperationen des Menschen selbst getragen wird. Daher ist bei jedem Schritt eine Beziehung des konkret Gegebenen auf das Gewußte, Angestrebte, auf die Stützen und Interpretationsregeln möglich; daher kann stets verglichen, unterschieden, abstrahiert, verknüpft werden (Dilthey). In einer ablaufenden Untersuchungseinheit ist jeder, auch jeder rückläufige, Übergang möglich, und wenn nötig, erfassbar und beziehbar. So bleiben die qualitativen Methoden ständig „am Verständnis“.

### 3. U m g r e n z u n g

Das dreifache „Verständnis“ der qualitativen Methoden läßt in diesen Methoden einen Rahmen der diagnostischen Methoden erkennen, nicht allein in historischer, sondern auch in systematischer Hinsicht. Ebenso dürften die Grundprobleme der qualitativen Methoden die Grundprobleme wissenschaftlichen psychologischen Erfassens überhaupt sein, Probleme, die beim Umgang mit diagnostischen Hilfsmitteln leicht übersehen werden. Die qualitativen Methoden stehen damit nicht in einem schroffen Gegensatz zu den Methoden, die messende Hilfsmittel einsetzen; sie versuchen nur, ohne solche Zwischenstationen auszukommen. Wenn daher die qualitativen Methoden als historischer Ursprung, als Grundlage und Bezugsort der anderen Methoden bestimmt werden, dann bedeutet ein Vorgehen nur mit Hilfe dieser Methode vor allem einen Verzicht auf bestimmte formale Hilfen. Hilfen, die letztlich wieder auf das Wesensverständnis der qualitativen Methoden bezogen werden müssen, auch wenn die Übernahme bewährter Hilfsverfahren — in deren instruktionsgemäße Anwendung der Psychologe allerdings dann nie eingreifen darf — in der Praxis nicht das Wissen um die Art und Weise erfordert, in der das Verfahren arbeitet (Kunz).

Der Übergang, den die qualitativen Methoden gleichsam „im Kopf“ vornehmen, hat gerade wegen dieser Arbeit „im Kopf“ die Angriffe derjenigen Psychologen erfahren, die damit nicht auszukommen glauben. Allerdings scheint dabei bisweilen übersehen zu werden, daß die Zwischenstationen Ding oder Zahl als solche von sich aus nichts zu erkennen vermögen (Wellek

1957, König). Eine echte Diskussion ist eigentlich nur möglich bei der Frage, wie sicher der Psychologe ohne festlegende Hilfsmittel erkennen kann. Es ist nicht zu übersehen, daß durch eine quantifizierende Umformung der Probleme Verifikation und Falsifikation erleichtert werden (Hofstätter 1956).

Immerhin fällt die Ableitung seines Vorgehens dem Persönlichkeitsforscher, der sich der qualitativen Methode bedient, in einem grundlegenden Sinne leichter als demjenigen, der sich quantitativer Methoden bedient und infolgedessen noch etwas darüber hinaus abzuleiten hat. Genauso ist es mit den Kennzeichen methodischen Vorgehens, die in der Angabe der Prinzipien des Planes, der Interpretation, der Systematik und Kontrolle liegen. Grundsätzlich sind sie leichter anzugeben; infolge der geringen Festgelegtheit der Einzelschritte bei Anwendung qualitativer Methoden ermangeln aber beispielsweise die vorwissenschaftlichen qualitativen Erfassungsweisen einer Besinnung auf diese Prinzipien. Sie verwenden sie zwar implicite, und dadurch „klappt“ ihre Art des Vorgehens; doch zur wissenschaftlichen Anwendung ist Einsicht in die Methode erforderlich. Denn zur wissenschaftlichen Methode wird ein Auffassen erst durch die systematische Anwendung der ihm innewohnenden Prinzipien. Damit erhält die Kontrolle eine Grundlage. Es wird darauf ankommen, ob es gelingt, solche Prinzipien für die qualitative Methode herzustellen.

Die qualitativen Methoden suchen die Eigenart seelischer Realität herauszuarbeiten und sachentsprechend zu fixieren, so daß man das Erfasste wiedererkennen kann. Dieses Abzielen auf die Eigenart läßt die qualitativen Methoden, die als Methoden ja nicht nur im Dienste der Persönlichkeitsforschung verwendet werden, zu einem besonders wichtigen Instrument der Persönlichkeitsforschung werden. Denn gerade das Einzigartige der Persönlichkeit entzieht sich leicht den Verfahren, die von generellen Variablen und Komponenten ausgehen.

Die Persönlichkeitsforschung ist natürlich nicht nur auf ein Erfassen von Einzelpersönlichkeiten eingestellt. Sie will auch in die Gesetze und den Zusammenhang der Vorgänge eindringen, die das Sein und Werden der Persönlichkeit tragen; genau wie die Allgemeine Psychologie erstrebt die Persönlichkeitsforschung systematische Ordnung. Und auch diesem Ziel dienen die qualitativen Methoden. Dennoch sind die systematischen Kapitel der Persönlichkeitslehre letztlich immer einem „Vorurteil“ (Rickert) der Begriffsbildung unterworfen, das die Einmaligkeit der Persönlichkeit und ihres Geschickes betont.

Wie Selz in seiner Auseinandersetzung mit Spengler betont, muß das nicht dazu führen, daß man das Konstante, die Wiederkehr des Gleichen übersieht. Das ist aber auch nicht notwendig mit einer „idiographischen“ Konzeption der Persönlichkeitsforschung verbunden (Allport, Windelband). Die Erfassung des Einmaligen und Inkonstanten schließt die Erfassung des Konstanten nicht aus. Umgekehrt ist die Schwierigkeit schon größer.

Was sich allerdings unlöslich mit einer solchen „idiographischen“ Konzeption verbindet, scheint ein bestimmtes Prinzip zu sein, welches zur Ver-

einheitlichung dieser Art Persönlichkeitsforschung beiträgt: die Einmaligkeit ist nach Selz und Spengler nur der Anschauung (Intuition) zugänglich. Es sind „Bilder“ und „Physiognomien“, die begriffen werden müssen, und die Systematik ist auf diese letzten Realitäten hingeordnet. Selz betont, die „intuitive“ Methode entbehre nicht der wissenschaftlichen Kontrollierbarkeit, da die Einheit unserer Erfahrungserkenntnisse den Anspruch auf objektive Geltung begründe (Kant). Voraussetzung ist nur, daß das gewonnene Bild nicht Tatsachen widerspricht, die außer acht gelassen werden.

Wieder zeigt sich, daß quantitative und qualitative Methoden nicht einander entgegengesetzt sind. Sie ergänzen sich und sind aufeinander angewiesen. Die qualitativen Methoden können, was allgemein und „wiederkehrend“ ist, niemals so genau messen wie eine quantifizierende Methode es vermag. Umgekehrt bedarf eine quantifizierende Methode des Hinweises auf „Qualitätsunterschiede“, ehe sie sinnvoll eingesetzt werden kann. Das sog. Rating ist dafür ein gutes Beispiel: wenn der Beobachter das Verhalten hier zahlenmäßig festlegt, ordnet er das Verhalten „quantifizierend“ einer bestimmten Klasse zu; die Differenzierungen zwischen den Klassen oder Kategorien aber werden durch qualitative Definitionen festgelegt (Heyns und Lippitt).

Zusammenfassend lassen sich die qualitativen Methoden bestimmen als Verfahren zur Erfassung der Eigenart seelischer Phänomene in einer durch Eigentümlichkeiten natürlichen Verstehens gegründeten Weise, die systematisch durch Erkenntnisabsichten gelenkt und durch eigene Prinzipien geregelt wird. Die Erfahrungen müssen in verständlicher Weise festgelegt, d. i. beschrieben werden (Sheatsley, R. Watson). Sie lassen sich dadurch übermitteln wie kontrollieren und führen auf Grund dieses „Kommunikationswertes“ zu wissenschaftlicher Verständigung (Binswanger, Pratt). Qualitative Methoden sind Untersuchungsverfahren, die in sich beweglich und vereinheitlichend sind. Sie werden gesteuert durch die Suche nach Bedeutungen und geordnet durch ihren Ganzheitsbezug; ihr Ausgangsort und Ziel ist eine Wesenserfassung.

## II. Kennzeichen und Prinzipien der qualitativen Methoden

### 1. Beweglichkeit

Die Beweglichkeit (flexibility) ist ein erstes durchgängiges Kennzeichen qualitativer Methoden. Sie leitet zu einem Verständnis der Sache, indem Variable herausgehoben, Wirkungen verfolgt, Vergleiche angestellt und Hypothesen gebildet werden, die durch neue Beobachtungen bestätigt oder verändert werden können. Diese Bewegung kann sogar in einer zeitlich zusammenhängenden Untersuchungseinheit erfolgen. Der Übergang führt vom Sehen zum Verstehen und zu neuen konkreten Beobachtungen, zu neuen Einordnungen usf. Dabei umgreift die jeweilige Form qualitativer Methode (Beobachtung, Gespräch) u. U. in einem Vorgang eine Vielfalt des Erfassten (artliche Unterschiede), eine Vielfalt von Erfassungsprozessen (Operationen) und eine Vielfalt von Erfassungszielen (verschiedenartige Be-

obachtungsbereiche und Persönlichkeitszüge). Natürlich wird man in der konkreten Situation die „Bewegung“ der qualitativen Methode möglichst überschaubar zu halten suchen.

Wenngleich das Experiment durch den kontrollierten, planmäßigen und absichtsvollen Eingriff eindeutig von anderen Verfahren abgrenzbar bleibt (Metzger), hat die Bemerkung Andersons, heute bestehe keine scharfe Trennung mehr zwischen Beobachtung und Experiment eine gewisse Berechtigung; auch Guilford spricht vom quasiexperimentellen Charakter der natürlichen Beobachtung. Die Beweglichkeit der qualitativen Methode erlaubt dem Beobachter, neue Variable in das Beobachtungsfeld einzubeziehen und ihnen nachzugeben. Diese Einfügbarekeit gehört zur Beweglichkeit der qualitativen Methode wesentlich hinzu; „Manipulationen“ (König 1956) erlauben Vergleiche und Bedingungsanalysen. Bereits Aristoteles fragt, unter welchen Umständen ein Mensch zornig werde, über welchen Menschen, über welche Dinge. Jede Beobachtung bei verschiedenen Gelegenheiten tut das gleiche. Im Gespräch (interview) sucht der Psychologe eine Art Bedingungsanalyse im Kopf zu treiben, wie besonders die Explorationsmuster der tiefenpsychologischen Schulen beweisen. Das „stressed interview“ setzt den Probanden auf verschiedene Weise unter Druck und strebt so absichtsvoll „Kausalitäten“ an, um die Verlaufsgestalt des Verarbeitens zu erforschen (Freeman u. a.). Eine Reihe von Kriterien zur Feststellung von Veränderungen infolge bestimmter Einwirkungen gibt Kardiner (1947).

Analyse des Materials und fortschreitende Beobachtung gehen Hand in Hand (Mead). Dadurch ist laufend Änderung und Revision der rahmenden Hypothesen und der Beobachtungsgesichtspunkte möglich: die „Definitionen“ des Beobachteten können „in einem kontinuierlichen Prozeß des Näher- und Näherkommens“ immer mehr präzisiert werden (Anderson, A. Brown, Combs u. Snygg, Jahoda 1956). Das Versagen bestimmter Erklärungsversuche oder Beobachtungsgesichtspunkte wird Anlaß für neue Fragen und für die Erhebung neuer Fakten (Maccoby). Vom dynamischen Prozeß des psychoanalytischen Gesprächs her stellt R. Watson fest, die aufsteigende Interpretation beeinflusse das Verhalten des klinischen Psychologen als ihre Folge.

Beweglichkeit bedeutet nicht, der Beobachter versuche es mal so und mal so; vielmehr steuert immer ein Problem der Persönlichkeitsforschung die Beweglichkeit der qualitativen Methode. Die treibende Kraft eines beschreibbaren Problems ist nach Brown und Ghiselli ein Charakteristikum des wissenschaftlichen Vorgehens. Das Wissen um das Problem gestattet eine Kontrolle der „bias“ und stellt die Verbindung zum Bezugssystem des Wissens her. So liegt in der Beweglichkeit der qualitativen Methode zugleich auch eine stabilisierende Funktion. Die qualitative Methode wird ständig gefördert, aber auch kontrolliert und gesteuert vom gesamten System des Wissens und seinen Möglichkeiten, neue Hypothesen abzuleiten und zu modifizieren.

Jede Feststellung ist zugleich eine Frage: die Beweglichkeit der qualitativen Methode hat im Prinzip den Charakter endloser Weiterführung.

Beobachtungstechniken, Beobachtungseinheiten, Wissen und Beobachtungen können sich beständig ergänzen. Der Prozeß des Forschens mit Hilfe der qualitativen Methode wird in Gang gehalten durch die notwendige Spannung von Frage und Antwort sowie durch die unendliche Vielfalt des seelischen Geschehens, die uns vom Wie zum Was, von der Geschehenseinheit zum Lebensprozeß gelangen läßt. Die geringe Festgelegtheit der Methode hat mannigfache Chancen, auf nicht „antizipiertes“ Material (Rosenzweig) zu stoßen und zu Neuentdeckungen auf dem Gebiet des Seelischen zu gelangen.

Für den Übergang von einer Beobachtungsrichtung zur anderen gibt oft das „Wesen“ oder der „Sinn“ der Sache den Ausschlag. Sie ist zugleich das Einende für den Auffassungswechsel. Das steuernde Problem und der einende Sinn lassen als einen weiteren Zug der Beweglichkeit qualitativer Methoden eine durchgängige Selbstregulierung erkennen. Die qualitativen Methoden sind verstehend geführte Operationen, die von ihrem Ziel her betrachtet genauer, präziser, in neuer Weise ausgerichtet werden können. Auf diese Weise läßt sich im Gespräch den „Hazards“ des Fragebogens, etwa dem „Überbeladen“, dem Mißverstehen der Fragen oder den Abwehrmechanismen ausweichen (Packard, Payne). Die psychoanalytische „Strategie“ (R. Watson) des Vorgehens, die beim Gespräch direkte Warum-Fragen ersetzt durch genaue Beobachtung der Details, des Wie, der Schritt-um-Schritt-Beschreibung, ist nur durch eine derartige Selbstregulierung möglich (Lucas u. Britt, Meili, Smith). Nach Maccoby und R. Watson ist das unstandardisierte Interview lebensnäher; es erfaßt die Bedeutungen genauer und weicht der Gefahr falscher Verallgemeinerung aus. Durch Einbeziehung persönlicher Dokumente und durch Angaben der Probanden über sich werden der Selbstregulierung nicht überhörbare Kontrollfragen gestellt.

Die Beweglichkeit der qualitativen Methode erlaubt sowohl ein Nacheinander-Herausgliedern der Integrale seelischer Gegenwart wie auch ein Verfolgen der Bewegtheit des seelischen Geschehens in seinen Übergängen, Wandlungen und Veränderungen (Dilthey, Lersch, Jaspers, Pfänder, Thomaе). Eine Gefahr bei Anwendung der qualitativen Methode liegt darin, daß der Forscher die Beweglichkeit seines Denkens über die Bewegtheit der zu beobachtenden Fakten siegen läßt und die Sache seiner Meinung anzupassen sucht; schon Freud hatte demgegenüber eine „gleichschwebende Aufmerksamkeit“ gefordert, ein Anmutenlassen von der Sache her, ehe Schwerpunkte des Erfassten angegeben werden. Das ist jedoch letztlich ein Bewußtmachen des Prinzips der Beweglichkeit selbst: im Erfassen dessen, was man tut, liegt genauso eine wesentliche Kontrolle wie in der Verbesserungsfähigkeit, die die qualitativen Methoden in sich bergen, wenn sie jede Hypothese neuen Beobachtungen zu unterwerfen trachten. Eine deutliche Trennung von Beobachtung und Hypothese vermag die Sicherheit der Aussage noch stärker zu fördern.

Die Bewegtheit des forschenden Denkens findet zudem seine Grenze an der von den qualitativen Methoden besonders beachteten Spontaneität (W. Stern 1929); man muß stets abwarten, ob sich etwas zeigt, und man



muß mit Ereignissen rechnen, die nicht durch vorhandenes Wissen verarbeitet werden können.

Wie die qualitativen Methoden mit der „Theorie“ zusammenhängen, so sind sie auch den Regeln der Interpretation verbunden; denn nur wenn sie Daten liefern, die gedeutet werden können, haben sie für die Persönlichkeitsforschung Sinn. Mit der Beweglichkeit hängen die Interpretationsregeln der Generalisierung zusammen, Regeln für das Aufsuchen der gemeinsamen Determinanten verschiedener Situationen (Brown u. Ghiselli, Pratt). Die Beweglichkeit zielt auf Ableiten-, Vorhersagen-Können und auf den Erweis von Hypothesen als Erklärung; sie sucht Material auf, das sich den Regeln des Ableitens usw. unterwerfen läßt und dadurch Wert für die abschließende Interpretation besitzt.

## 2. Ganzheitsbezug

Die qualitativen Methoden der Psychologie sind durchgängig auf das Erfassen von Ganzheit-Glied-Beziehungen eingestellt. Denn nur dann lassen sich aus scheinbar -bensächlichen Details psychologisch interessante Aufschlüsse gewinnen (Meili), wenn man danach forschen kann, welche Rolle sie spielen und welches Ganze sie umgreifen. Vermittels ihrer Beweglichkeit sind die qualitativen Methoden auch besonders dazu befähigt, den Bezug zu Ganzheitsqualitäten immer wieder zu erneuern und das „dynamische Ablaufszueinander“ des Ganzen (Gottschaldt) im Griff zu behalten. Darüber hinaus haben die qualitativen Methoden auch selber „ganzheitlichen“ Charakter. Sie richten sich nicht nur auf Eigenschaften der Ganzheiten und ihres Gefüges, sondern besitzen auch als Verfahren einen Aufbau, der sich — wie bereits die Selbstregulierung erkennen ließ — von Fall zu Fall ganzheitlich bestimmt erweist.

Das Erfassen der Ganzheiten kann von zwei Seiten erfolgen: durch ein Vorgehen von umfassenden Ganzheitsqualitäten aus oder durch ein Aufsuchen der Glieder, deren „Gestalttendenzen“ zur Ganzheit hinführen. Bereits Lichtenberg war über Fehlleistungen und Mißverhältnisse zu charakteristischen Grundgestalten vorgedrungen; so sagt er von einem Zeitgenossen: „Er las immer Agamemnon statt Angenommen.“ Freuds Ansatzpunkte — wie freier Einfall, Fehlleistungen — oder die Amplifikation C. G. Jungs beruhen auf dem Prinzip der lückenlosen Determiniertheit aller seelischen Einzelheiten durch tragende Ordnungen. In wirklich umfassender Weise haben die tiefenpsychologischen Schulen „Ganzheitsstörungen“ aufgegriffen und verfolgt: Diskrepanzen aller Art, Ausflüchte, Vorwürfe, Leistungsstörungen, Entmutigungen, Auslassungen, „falsche Töne“, Untertreibungen, unbegründete Regungen usw. (Görres, Horney, Kubie, Stekel [o. J.], R. Watson). Auf dieser Grundlage erlangt das Gespräch die Fähigkeit, aus den scheinbar „rohen“ Fakten ein „totales Bild“ entstehen zu lassen (R. Watson). Kubie spricht sogar davon, die freien Einfälle stellten gleichsam ein Random-Sample seelischer Aktivität dar, das frei von subjektiver Willkür zustande käme. Unverkennbar stützt sich diese Art qualitativer Methode auf die gleiche Tendenz zur Ganzheit, die in den Wahrnehmungs-

experimenten zutage tritt und die genauso die Testsituation ermöglicht (Lindzey 1952). Und es ist eine gleiche Beziehung zwischen Ganzheit und ihren Gliedern, die die Beschreibungen des Erlebens und Verhaltens durchzieht, welche uns in der Dichtung wie in den Werken der Psychologen entgegentreten, die auf eine „phänomenologische“ Erfassung der Persönlichkeit zustreben.

Auch das Herausdestillieren und „Akzentuieren“ von „Dominanten“ oder Wesenszügen (s. u.), die in ihrer Selbstverständlichkeit leicht übersehen werden, oder das Verfolgen von übergreifenden Zügen, die nie an einer Einzelheit allein zu fassen sind, enthüllt den Ganzheitsbezug der qualitativen Methode. Die Beachtung dieser Züge kann gleich zu Anfang des Erfassens die Eindruckserlebnisse begrifflich zu fixieren suchen (Dilthey); sie kann aber auch die Erfassung der Einzelheiten abrunden und vervollständigen.

Der Ganzheitsbezug der qualitativen Methode drängt dazu, die natürlichen Einheiten des Seelischen „komplett“ zu erhalten, den „Ton“ und die Rolle des Geschehens zu berücksichtigen und das Vertrauen des Beobachters auf sein Erleben konstruktiv zu unterstützen. Am offenkundigsten erscheint dem Laien der Ganzheitsbezug qualitativer Methoden beim Aufspüren von Unter- und Obertönen des Geschehens, bei der Entfaltung von Gesamtcharakteren, dem Hinweis auf die „Atmosphäre“ oder den „Geist“ seelischer Gegebenheiten. Pfänder weist so auf die unterschiedlichen Charaktere menschlicher Umgebung hin, wenn er eine „milde, gütige, klare Natur“ einer „düsteren, nebligen, raunenden Zaubervelt“ gegenüberstellt.

Schließlich gehen die Psychologen auf den Ganzheit-Glied-Bezug in einer besonders bemerkenswerten Weise ein, die versuchen, in die Konstruktion und das Getriebe des Seelischen einzudringen; ob sie dabei nun mehr Zügen des Beschriebenen selbst (Im-Griff-Behalten, Verlaufsgestalt, Versachlichung usf.) oder spezifischen „Mechanismen“ (Überkompensation, Abwehrmechanismen) eine erklärende Funktion zuschreiben.

Von der Erlebniserfassung aus fördern eine Durchgestaltung qualitativer Methoden vor allem Brentano, Geiger, Husserl, Jaspers, Hippus, Lersch, Pfänder, Sander, Wellek, Witasek u. a. Mehr von der Beschreibung des Verhaltens gehen aus Allport, Gottschaldt, Köhler, Lewin, Rothacker, Tolman, Thomae u. a. Denn auch aus der Gliederung des Nacheinanders kann der innere Aufbau des Seelischen erkannt werden. Köhlers Anthropoidenuntersuchungen sind in gewisser Weise auch für die Persönlichkeitsforschung fruchtbar geworden; ebenso die Analysen „molaren“ Verhaltens bei Tolman und I. B. Watson.

Adler (1932) und Freud (1924) arbeiten charakteristische „Bewegungsmelodien“ als Kennzeichen persönlichen Stils heraus: „Die am Erfolg scheitern“, „Verkürzte Aufmarschbreite“; Stekel beschreibt „gebrochene Menschen“, Kretschmer den „Quick“. W. Stern sucht einheitliche personale Akte, nicht vereinzelte motorische oder bewußte Aktionen, bei der Beobachtung von „Arbeitsproben“ zu erfassen; selbst I. B. Watson und Guilford sehen im Erfassen eines „Weges“ oder „Stils“ oder der „Arbeitsgewohnheit“ eine unübertreffliche Hilfe für die Persönlichkeitsforschung. Eigenschaften

werden nach W. Stern und F. Baumgarten besonders deutlich, wenn ihre Bekundung vom Probanden nicht bewußt angestrebt wird; dennoch bringt die Beobachtung der Ganzheiten sie zum Vorschein. Auch bei der Untersuchung von Aufsatz, Zeichnung und Handschrift, ebenso in der Ausdrucksanalyse spielt die Ganzheit und ihr Gefüge eine Rolle (Busemann, Heiß, Keilhacker, Klages, Lersch 1932, Salber 1958). Strehle (1954) geht bei der Analyse des Gebarens das Gefüge an, wenn er nach Variationen der Geschwindigkeit, des Umfangs, der Richtung, der Spannung, nach Formen der Wiederholung und des Zusammenhangs fragt.

Die Charaktere, welche die Dichter durch Gestalt und Gehalt ihrer Werke — nicht allein an Schilderungen der Persönlichkeit gebunden — sichtbar machen, werden durch die qualitative Methode der Psychologie auf eine begriffliche Ebene zu heben und in den Zusammenhang systematischer Ordnung zu bringen versucht. Mit Hilfe der qualitativen Methode kristallisieren sich Anmuten und Ursprüngen zu Aussagbarkeit und systematisch Verarbeitetem. Die qualitativen Methoden suchen die Beziehung der Persönlichkeitsforschung zu den seelischen Ganzheiten stets aufrechtzuerhalten. Dadurch vermögen sie den Einzelheiten ihren jeweiligen Sinn abzugewinnen und sowohl die den Einzelnen kennzeichnenden Züge aufzufinden als auch allgemein grundlegende Begriffe der Persönlichkeitsforschung zu fundieren.

Die umfassenden Ganzheiten stehen in einem eindeutigen Verhältnis zu ihren Gliedern: in ihrem Insgesamt ergeben sie ein in sich stimmiges und geschlossenes Bild. Daher kann durch den Ganzheitsbezug der qualitativen Methode zugleich eine Kontrolle für die Stichhaltigkeit des Ausgesagten erreicht werden (Hartmann, Pfänder, Spengler). Allerdings muß man sich darüber im klaren sein, daß „plausibility“ oder Stimmigkeit weder einer Darlegung der Interpretationsregeln noch der Notwendigkeit enthebt, eine Übereinstimmung mit den Tatsachen zu beweisen (Jaspers, Pfänder, Rosenzweig).

Der Ganzheitsbezug verhindert ein Abgleiten der qualitativen Methode in vorgegebene Klassifizierungen und zwingt dazu, von bestimmten „Konstanzannahmen“ in der Persönlichkeitsforschung abzugehen — „wenn zwei dasselbe tun“ muß das psychologisch gesehen durchaus nicht dasselbe sein (Wellek 1957). Natürlich lauert auf der anderen Seite oft die Gefahr, etwas allgemein in „Ganzheiten zu schwelgen“ (W. Stern 1950) oder in „Gefühlen“ und „Anmutungen“ zu verharren. Doch wie schon beim Prinzip der Beweglichkeit ist auch hier Wissen um das, was man tut, ein wertvoller Halt.

Als Tätigkeit des Psychologen sind die qualitativen Methoden selbst Prozesse ganzheitlicher Art. Da sie nicht von vornherein festgelegt sind, müssen Anfang, Übergänge und Abschluß immer wieder aufeinander und auf die sachlichen Schwierigkeiten abgestimmt werden. Was getan wurde, hat Einfluß auf das Folgende. Insofern sind die Glieder des Beobachtungsprozesses nicht beliebig umzustellen (Viergutz). Bei einer Analyse des Beschreibungsvorgangs stellt Viergutz Gerichtetheiten, Erwartungsspannungen, Gefühle des Passens, Treffens, des Erfolgs fest. Eine Norm bildet sich aus, die

organisierende Kraft für den Gesamtverlauf besitzt. Sie hängt einmal mit dem Ziel der Persönlichkeitsforschung zusammen, dann wohl auch mit Notwendigkeiten, wie sie die Rücksicht auf den gewählten Maßstab (Romein) oder die notwendige Überschaubarkeit und Simplifizierung (Dailey) sind. Zur Ganzheit gehört ferner, daß eine Feststellung erfolgen muß: Brown und Ghiselli schreiben der Beobachtung eine „book-keeping function“ zu; Chase meint, „der Mann mit dem Notizbuch“ unterwerfe sich bereits durch sein Feststellen wissenschaftlicher Kontrolle. Es dürfte nicht unzutreffend sein, in der Festlegung und der Weiterentwicklung dieser Festlegungen mehr als ein technisches Hilfsmittel der qualitativen Methode zu sehen.

Durch die Forderung nach Vollständigkeit — sie wird in jedem Leitfaden der Befragung oder Beobachtung aufgenommen — sucht man eine „allgemeine Berücksichtigung“ der ganzen Sache zu erreichen (König 1957, Lang, Heyns u. Lippitt, Lindzey 1952, Muchow, Thomae 1952, R. Watson). Jedoch ist Vollständigkeit nicht ohne weiteres das gleiche wie Ganzheitlichkeit, mitsamt ihrer Treffsicherheit und „essentiellen“ Prägnanz (Derbolav, König 1957, Thomae 1952, R. Watson).

Der Ganzheitsbezug leitet über zu Interpretationsregeln, die sich für die Konstruktionen der Psychologie ergeben; er ist gerichtet auf Stimmigkeit, Kontext, Übereinkommen von Fakten und seelischen Ordnungen sowie auf Regeln des Herausarbeitens „formaler“ Eigentümlichkeiten seelischer Gefüge.

### 3. Bedeutungssuche

Selbstregulierung und Ganzheitsbezug der qualitativen Methode funktionieren nur dann richtig, wenn der Psychologe merkt, worum es geht. Er muß den Sinn oder die Bedeutung des Beobachteten wenigstens in Grundzügen verstehen und diesem Sinn an „bedeutsamer“ Stelle folgen können.

Musterbeispiel für das Befolgen des Sinn- und Bedeutsamkeitsprinzips ist die These Plutarchs, eine bezeichnende Anekdote verrate mehr über den Charakter als lange Berichte. Auch Theophrast sucht bezeichnende Sinnseinheiten seelischen Lebens auf, wenn er das Verhalten eines Menschen nur in Situationen erfaßt, die für ihn „typisch“ sind. In der Gegenwart spielen solch ausgewählte Situationen eine Rolle in manchen Arbeiten der kultur-anthropologischen Schule oder in soziologischen Arbeiten, die psychologische Einflüsse verraten (Erikson, Gorer, Lynd, Mead, Riesman). Doch eigentlich bestätigt jede Fallstudie, jede Behandlung eines Problems der Persönlichkeitsforschung das gleiche: Suche nach der Bedeutung umschließt die Suche nach Hinweisen, die für diesen Sinn „bedeutsam“ sind.

Verhalten ist sinnvolle (bedeutungsvolle) Beziehung zu etwas (Buyten-dijk, Straus); allein das Erfassen dieser Beziehung ermöglicht Verständnis. Die qualitativen Methoden sind in diesem Sinne stets bewegt durch ein Verstehen der Bedeutungen. Nun sind die Bedeutungen aber nicht auf einmal und auch nicht vollständig zu übersehen; zudem muß die Beobachtung irgendwo ansetzen und irgendwie weitergehen. Treffend charak-

terisiert Stekel (1935) die Ausgangslage: eigentlich sagt der Patient alles in der ersten Stunde, wir wissen nur noch nicht, was wichtig ist. Andererseits kommt stets eine Fülle möglicher Bedeutungen ins Spiel (Sartre), die unbedeutend und unwesentlich sind und sogar auf einen falschen Weg führen können.

Daher muß eine Auslese erfolgen, die immer auf den wesentlichen Sinn gerichtet ist. Das ist einem qualitativen Erfassen möglich, weil es in seiner Beweglichkeit jederzeit den Ort seelischen Geschehens methodisch umgreifen kann, der für das Sinnverständnis am bedeutsamsten erscheint. Es heißt im richtigen Augenblick auf die richtige Stelle zu achten. So lenkt die Bedeutung des Beobachteten selbst die „nachfolgende“ Beobachtung; der Sinn der Sache steuert den Wechsel der Beobachtungsfelder und -techniken, ja den Wechsel der Grundformen qualitativer Methoden. Damit sind die qualitativen Methoden Erfassungsweisen des Seelischen, die über eine eigene „Anpassungsfähigkeit“ verfügen.

Die Wege der Auslese des Bedeutsamen sind verschieden. Für Freud gibt es keinen unwichtigen seelischen Akt, und er sucht daher, um zu einer klaren Linie zu kommen, die Auswahl dem freien Einfall zu überlassen. Ihm geht er dann intensiv, gleichsam mikroskopisch nach. Ein anderer Weg führt — ausgesprochen oder unausgesprochen — durch Hypothesen weiter; ganzheitliche Entwürfe werden vom Beobachtungsmaterial her aufgebaut und wiederum an konkreten Einzelheiten zu verifizieren gesucht, die für den Sinn bedeutsam zu sein scheinen. Für den Forschungsvorgang selbst kann das Bedeutungsprinzip zu einer Kontrollfrage werden, die nötigenfalls hemmen oder antreiben kann. Man kann sich die Frage, weshalb tue ich das, wozu achte ich darauf, nicht oft genug stellen. Indem der Sinn des eigenen Tuns derart mit dem Sinn des Beobachteten verbunden ist, verringert sich die Gefahr, sinnenstellende Fehler zu machen oder die Ableitung aus Interpretationsregeln zu vernachlässigen.

Der Leitfaden des Bedeutsamen, an dem die qualitative Methode entlanggeht, hat selbstverständlich auch seine Nachteile. Jedes Arbeiten, das frei ist von einem völlig durchstrukturierten Schema, birgt Risiken in sich. Insbesondere aber läßt sich nicht übersehen, daß stets eine „Theorie“, wenn nicht die Ausgangsbeobachtung, so doch die Folge der auf Bedeutsames gerichteten Beobachtungen trägt. Allein schon die Tatsache, daß jede Persönlichkeitsforschung immer von einem Problem bewegt ist, führt dazu, auch an Antworten zu denken. Man kann auch hier wieder möglichst scharf zwischen Beobachtung und Hypothese zu trennen suchen, ohne die Beziehung zwischen beiden Gliedern des einen Prozesses völlig zerschneiden zu können.

Die leitende Theorie bewegt sich immer im Rahmen des Verständlichen, das wiederum auf bestimmte Voraussetzungen gestützt ist (Pfänder). Auch die unbedeutendste Handlung ist nicht bloß als Auswirkung des vorangehenden Zustandes zu verstehen; sie ist stets in die umfassende Ganzheit der Persönlichkeit und ihre Bedeutungen eingefügt (Sartre). Die entscheidenden (immanenten) Bedeutungen des Seelischen gehen über den Beob-

achtungsbereich des Verhaltens oder Erlebens hinaus. Das erklärt, warum im Verfolgen der Bedeutung beim qualitativen Erfassen Verhaltensbeobachtung und Erlebnisbeobachtung ohne weiteres miteinander und auch mit der Beobachtung der Umwelt eines Menschen, seiner Träume usf. abwechseln können. Besonders im Zusammenhang mit dem Gespräch wird auf das „mehr“ der Bedeutung gegenüber den bloßen Worten hingewiesen (Roethlisberger, R. Watson).

Da es sich beim Verfolgen des Bedeutsamen immer um psychologisch Bedeutsames handelt, wehrt sich die Psychologie gegen gewisse „misconceptions of exactitude“ (Brunswik). Auch hier gilt der Satz Greenwoods, daß scheinbare Exaktheit nicht mit sachlicher Bedeutsamkeit zu verwechseln ist.

Die Beweglichkeit, der Ganzheitsbezug und die Bedeutungssuche der qualitativen Methode erlauben es, die der Persönlichkeitsforschung gestellten Probleme jeweils von verschiedenen Seiten aus anzugehen und dennoch an einheitliche Bedeutungen und systematische Konstruktionen heranzuführen.

#### 4. Wesensschau

Für die qualitativen Methoden der Persönlichkeitsforschung stellen sich unverhüllt manche Fragen, die bei anderen Verfahren leicht übersehen werden. Dazu zählt die Frage, worauf sich das psychologische Erfassen letztlich beziehe, und die andere, wie es das mache.

Die Antwort auf diese Frage gibt für die qualitative Methode die Phänomenologie; eine Auffassungsweise des Seelischen, die trotz mannigfacher Abschattungen bei Geiger, Jaspers, Koffka, Köhler, Lersch (1954), Pfänder, Sartre, Volkelt auf einigen allgemein verbindlichen Grundeinsichten aufgebaut ist.

Die Phänomenologie sucht das Seelische zu erfassen „lediglich aus der Eigenart der individuellen Phänomene und der Weise ihres Erscheinens vor dem individuellen Bewußtsein“ (Kronfeld). Dieses Verfahren ist nicht weniger objektiv als eine physikalische Messung, die sich letztlich auch in „schöner Naivität“ auf das, was sich zeigt, stützen muß (Köhler). „Zu den Sachen selbst“ bedeutet auf die Züge eingehen, die sich gerade an ihnen zeigen; dadurch soll Verborgenes — d. i. nicht: Dahinterliegendes — thematisch zum „Sich-Zeigen“ gebracht werden (Heidegger). Durch den Bezug auf das Sich-Zeigende ist die Phänomenologie zweifellos irgendwie dem vorwissenschaftlichen, naiven Erfassen verschwistert, aber als Methode geht sie doch weit darüber hinaus.

Wenn man die Probleme überschaut, braucht man sich als Psychologe keineswegs zu schämen, statt von den Phänomenen vom „Wesen“ zu sprechen. Denn im Grunde ist das Sich-Zeigende nicht viel anderes als das Wesen, dem die qualitativen Methoden schon von ihrer Kennzeichnung her direkt zugeordnet sind. Da ist es nicht notwendig an einen doppelten Boden oder „Mystik“ zu denken (Combs a. Snygg). Gerade in bezug auf das dem menschlichen Erfassen unmittelbar zugängliche Wesen erweist sich

die qualitative Methode als ein Instrument der Persönlichkeitsforschung, das stetig vom Gegenstand des Forschens beeinflusst wird.

Angesichts der Ergebnisse „qualitativer“ Persönlichkeitsforschung genügt es nicht, das Qualitative gegenüber dem Quantitativen an den sog. sekundären Sinnesqualitäten zu demonstrieren. Die qualitativen Methoden beziehen sich vielmehr auf die Persönlichkeit in ihrer ganzen eigenartigen Fülle, in ihrer Wandlung und all ihren Beziehungen. Zwischen den Kategorien, mit denen der Psychologe arbeitet, bestehen qualitative Differenzierungen (Heyns u. Lippitt).

Pfänder will sich durch keinen „verirrten Positivismus“ davon abhalten lassen, vom Stoff oder dem Lebensfluß der Persönlichkeit zu sprechen; in den Zügen der Helligkeit, Weite, des Auftriebs, der Unbelastetheit faßt Lersch das Wesen der Heiterkeit; nach Sartre ist das Schamgefühl zunächst durch „unvermittelten Schauer“, durch ein „Trübsein“ bestimmt. Für die Psychologie genügt, daß diese Wesensschau möglich ist; den Rechtsgrund der Evidenz unseres Wissens zu untersuchen obliegt der Philosophie (Kronfeld).

Die Wesenserfassung qualitativer Methoden ist unmittelbar und offen sachbezogen; um sie in meßbarer Weise kontrollieren zu können, muß man sie in indirekte Merkmale umwandeln. Die quantifizierenden Verfahren sind dagegen in sich direkt kontrollierbar; aber dem Wesen der Sache gegenüber sind sie notwendig indirekt und gehen den nicht ungefährlichen Umweg der Aufspaltung. Das führt letztlich zu der Feststellung: wir wissen nicht, was gemessen wird, — aber was gemessen wird, wird gut gemessen.

Die qualitativen Methoden sind bezogen auf die Gegenwart des Erlebens; sie suchen Strukturen und Bedeutungen am Material zu erschauen (Utitz). Daher ist der „Segen der Konkretheit (Rothacker) — wenn er nicht zur bloßen Sammlung führt — hier besonders spürbar. Er ist zugleich eine Kontrolle gegenüber Formen der Wesensdeutung, die anderswo Erfahrenes in das sachlich Vorliegende hineinmengen. Im Zugehen auf das Konkrete erfüllen die qualitativen Methoden in einer „wesentlichen“ Weise Merkmale, die Anderson wie Combs und Snygg für die wissenschaftliche Methode angeben: sorgfältige Beobachtung und genauer Bericht darüber. Mittels einer Punkt-um-Punkt-Beschreibung, durch Erfassen der wichtigen Details, durch Beachtung des Was und des Wie, bemühen sich die qualitativen Methoden dem konkreten Wesen gerecht zu werden (Görres, Romein, Smith). Geht der Kontakt mit anschaulichen und konkreten Gegebenheiten nicht verloren, ist auch der Einzelne, mit dem sich die Persönlichkeitsforschung beschäftigt, in seiner Eigentümlichkeit exakter erfassbar als durch eine Summierung allgemeiner Komponenten möglich ist (Allport, Hartmann, Spengler).

Zwischen den Zügen des Sich-Zeigenden und den Anmutungen, Gefühlen des Beobachters läßt sich eine eigenartige Beziehung feststellen. Ebenso wie das wesenhaft Erfasste nicht allein auf Momente beschränkt ist, die sich auf das stellungnehmende Bewußtsein beziehen, ebenso scheinen bei der „Begegnung“ mit den Phänomenen im „Sehen“ und Erleben des Sich-Zeigenden die Vorgänge des „Verstandes“ und des „Gemüts“ zusammen-

zuwirken (Wellek 1957). Daher kann auch die emotionale Reaktion des Beobachters ein sachlicher Hinweis sein (Guilford). Ein unabstellbarer Mangel wäre das nur dann, wenn Subjekt und Objekt immer streng geschieden aufträten; doch setzt sich immer mehr die Auffassung durch, nach der der Mensch mit der Umwelt und Mitwelt in einer Einheit vor aller Subjekt-Objekt-Spaltung lebt (Heidegger, Sartre).

Hier erweist sich wieder die Verbindung zum vorwissenschaftlichen Erfassen. Bereits im „Anschauen“ wird ein Sinngehalt gesucht und erlebt (Buytendijk, Rothacker, Scheler). Und auf dieses Anschauen muß schließlich auch jede theoretische Aussage und jedes Verständnis beziehbar sein. Dennoch hebt sich die Eigenart der wissenschaftlichen qualitativen Methoden vom vorwissenschaftlichen Erfassen unverkennbar ab. Die wissenschaftlichen qualitativen Methoden sind sich der Prinzipien ihres Tuns „bewußt“; d. h. in diesem Zusammenhang, daß sie bemüht sind, den Wesensbezug von Vorurteilen, Theoretisierungen, bloß „Subjektivem“ freizuhalten (Bochenski). Eine Vielfalt von Operationen ist erforderlich, um die Sache in ihrer Eigentümlichkeit so festzuhalten, wie sie sich zeigt. Ihnen dienen Vergleich, Präzisierung, Ergänzungen, Unterscheiden, Konstruieren usw. (Binswanger, Derbolav, Husserl, Uitz). Das alles sind im Grunde Kontrollen, die zu sichern suchen, daß mit Hilfe der qualitativen Methoden wirklich wesentliche Erkenntnisse auf dem Gebiet der Persönlichkeitsforschung erreicht werden.

Die Forderung „Zu den Sachen selbst“ hört sich einfach an, ist aber keineswegs einfach zu befolgen. Erfassen des Sich-Zeigenden erfordert keine geringere Arbeit als das Aufspalten, Konstruieren, Manipulieren und Mathematisieren nichtqualitativen Erfassens. Bei dieser Arbeit kann die Sprache für die qualitative Methode Hilfe, aber auch Hemmnis sein. Auch am Verhältnis von Wesensschau und Sprache läßt sich daher einiges über den Umgang mit dem Sich-Zeigenden im Bereich der Persönlichkeitsforschung erfahren.

Es ist schon irgendwie erstaunlich, daß Wesenserfassung aus „simpler“ — wenn auch komplizierter — Beschreibung hervorgehen soll. Was natürlich demjenigen den Zugang zur qualitativen Methode erschwert, der von der Persönlichkeitstheorie Erklärungen in Form palpabler Ursach-Gegenstände erwartet und als Veränderliche nur irgendwelche Sorten „innerer“ Klötzchen und „Triebe“ begreifen will. Die Verbindung der Phänomenerfassung mit der Sprache scheint das Vorgehen der qualitativen Methode zwar noch komplizierter zu machen, ihm aber auch noch weniger „reales“ Gewicht zu verleihen.

Nun bedarf jedes wissenschaftliche Erfassen eines Zeichensystems, das definierbar, verständnisbezogen, mitteilbar, kontrollierbar, erlernbar ist und mit dessen Einheiten das denkende Erfassen operieren kann. Die Sprache erfüllt in vorzüglicher Weise diese Forderungen. Sie ist ein überpersönliches Gebilde wie ein Gestaltungsprinzip; sie enthält unsere Erfahrungen und vermag in unbekannte Gebiete vorzudringen. Jede Form der Persönlichkeitsforschung bedient sich der Sprache, nicht allein bei wissenschaftlichen



Begutachtungen und Veröffentlichungen, sondern auch bei der Arbeit an Problemen der Persönlichkeitspsychologie.

Dennoch werden Sinn und Wert der Sprache recht verschieden beurteilt. Während die Sprache den einen unmittelbar Einblick in Wesenszüge des Seelischen eröffnet, sprechen andere Psychologen von der willkürlichen und konventionellen Natur der Sprache; für sie sind den seelischen Phänomenen die „bloßen“ Worte nur als zu diesem Zweck definierte „Symbole“ verbunden (Brown u. Ghiselli, Pratt, Stevens, I. B. Watson). Durchaus konsequent möchten sich manche Psychologen gerne von allem vorwissenschaftlichen Ballast der Sprache lösen; ihnen wäre eine ganz neue Zeichensprache, wenn möglich in Verbindung mit einer Mathematisierung, am liebsten.

Demgegenüber betrachtet insbesondere ein Teil der deutschen Charakterologen die Sprache als „Quell der Seelenkunde“ (Klages). Mittels der Sprache suchen sie den durch die „Scheinexaktheit der Psychologie ohne Seele“ verlorenen Sinn der Persönlichkeit neu zu gewinnen (Binswanger, Klages, Lersch, Wellek). In der „Weisheit der Sprache“ suchten und fanden sie einen Bundesgenossen. Ihre Begründung stützt sich aber nicht nur auf Erfahrungsargumente. Für Binswanger sind Organsprache, Bildsprache, Wortsprache drei Möglichkeiten, in denen sich die einheitlichen „Bedeutungsrichtungen“ des Seelischen offenbaren; ohne ihre Erfassung gibt es kein zureichendes Verständnis seelischer Phänomene, gleich ob es sich um „Sinnesempfindungen“ oder um „Persönlichkeit“ handelt. Heidegger sieht das Zutrauen zur Sprache darin begründet, daß „die befindliche Verständlichkeit des In-der-Welt-Seins sich als Rede ausspricht. Das Bedeutungs ganze der Verständlichkeit kommt zu Wort. Den Bedeutungen wachsen Worte zu. Nicht aber werden Wörterdinge mit Bedeutungen versehen“ (S. 163). Erst mit der Auslegung durch die Sprache erschließt sich die Wirklichkeit (Lipps). Allerdings kann sich das Geredete von der Sache entfernen und damit den Zugang zum echten Verstehen verschließen.

Damit wird für die qualitative Methode der Persönlichkeitsforschung die Schwierigkeit der Beziehung auf die Sprache schon umschrieben: die Schwierigkeiten liegen nicht darin, ein Urteil für oder gegen die Sprache zu finden; sie liegen vielmehr in der Beurteilung dessen, was die Sprache klären und was sie nicht von sich aus klären kann.

Ein Ansatz, mögliche Verdeckungen der Sache durch die Sprache zu beseitigen, liegt vor in der Besinnung auf das physei-Problem der Sprache. Es scheint, als habe schon Herder durch seine Frage nach dem Ursprünglichen in der Sprache nach Kriterien für eine Unterscheidung von physei-Worten gegenüber konventionellen Bezeichnungen gesucht. Herder glaubt, je ursprünglicher eine Sprache sei, desto stärker weise sie Sinnesanalogien und „Gefühle“ in den Wurzeln ihrer Wörter auf. Strehle, Werner, Wellek (1959) greifen diese Gedanken in ihrer „Sprachphysiognomik“ auf, die besonders die Laut-Sinn-Beziehung untersucht. Sie verlagern damit die Problematik vor allem auf das Wort, weniger auf das Gefüge der Sprache. Was aus einer „Bildhaftigkeit“ i. w. S. erwachsen ist, scheint Sinngehalte des seelischen Geschehens zu enthüllen. Binswanger sucht anhand der ent-

sprechenden Traum- und Sprachbilder das Fallen und Steigen, das Wanken und Sich-Verengen der Persönlichkeitsprozesse zu erfassen.

Die Sprache kann im Aufgreifen des Anschaulichen wirklich sachbezogen sein. Sie arbeitet nuanciert und charakterisierend das konkret Sich-Zeigende heraus. Im treffend und stimmig Beschriebenen finden sich Sache und Sprache. Die passende Beschreibung vermag dabei das Phänomen so „einmalig“ zu erfassen, daß es schwierig wird, hier allgemeine Züge — wie es beispielsweise „konstante“ Persönlichkeitszüge sind — aufzudecken. Man muß sich fragen, ob ein konsequent auf Wesenserfassung gerichtetes Vorgehen vor lauter konkreten individuellen Wesenheiten nicht das übergreifende „Ganze“ eines Lebenslaufes bisweilen aus den Augen verliert.

Damit enthüllt sich ein umfassenderes Problem. Wie ist das Verhältnis der Sprache zu den Ordnungen und den allgemeinen Zügen der Persönlichkeit? Offenbart die Sprache von sich aus die Ordnungen? Läßt sie die Rolle der Phänomene im Ganzen erkennen? Kann man sich der Sprache anvertrauen bei der Beurteilung dessen, was für die Persönlichkeitsforschung wichtig und was weniger wichtig ist?

Wenn Klages das „Ganze“ der Persönlichkeit herausarbeiten will — gegenüber dem Gewirr von „Assoziationsverrichtung“, Auffassung, Reaktionen, Unterschieden der Sinnesempfindlichkeit usf. — dann vertraut er sich unter Berufung auf Nietzsche der „gewachsenen“ Sprache an. Seine kritische Bearbeitung des Sprachgutes unter charakterologischen Gesichtspunkten ist voller Einsichten. Aber Klages schließt vom Wort her auf Anlagen, Fähigkeiten oder Vermögen. Er berücksichtigt hier zu wenig, daß die „gewachsene“ Sprache auch die Formen und Theorien vergangener psychologischer Deutungen überliefert.

Ein „Zu-den-Sachen-selbst“ ist für die Wissenschaft, die Gesehenes sagbar machen will, durch die Sprache in Frage gestellt, weil die sprachlichen Einheiten nicht direkt verraten, welchen umfassenden Erlebniswelten sie entstammen. Die sprachlichen Einheiten treten auf in Zusammenhängen, mit deren Hilfe bestimmte Wirklichkeiten herausgearbeitet werden. Für sich betrachtet lassen die „Eigenschafts-Worte“ aber das Gefüge der Zusammenhänge nicht erkennen.

An dieser Stelle kann die Verdeckung der Sache durch die Sprache einsetzen. Die Sprache, die das Einzelphänomen erfaßt, stellt zugleich, wenn sie daraufhin befragt wird, ein Auffangnetz für „allgemeine“ Persönlichkeitszüge zur Verfügung, ohne daß auch diese Züge aus der Wesensschau umfassender Einheiten abgeleitet sein müssen. Der notwendige Übergang vom beschriebenen Einzelphänomen zu den für die Persönlichkeit zentralen Ordnungen läßt sich durch die Sprache ohne weiteres vermitteln. Das Wort für eine durchgängige „Eigenschaft“ verwandelt sich hierbei aber mangels erfaßter Ordnungsprinzipien leicht in ein Wort für ein Eigenschafts-Vermögen, von dem man nicht weiß, welche Rolle es im Ganzen der Ordnung des Persönlichkeitsgeschehens spielt. Gewiß führt ein Ausgehen vom Wort zu wichtigen Differenzierungen, aber nur selten zu zentralen Einteilungsgesichtspunkten, die über Bekanntes hinaus Gesetze des „Funktionierens“

angehen. Dadurch wirkt das „allgemeine“ Vermögen oft nichtssagend und die nur scheinbar geordneten Einzelphänomene „langweilig“, wie W. James anmerkt, den viele Lehrbücher im Kapitel „Gemütsbewegung“ wie Wörterbücher für Synonyme anmuten. Er vermißt Einsichten in zentrale psychologische Prinzipien, die über das „Wörterbuch“ hinausführen.

Wohl aus solchen Gründen verzichtet heute ein Teil der Persönlichkeitsforschung lieber darauf, sich an der Sprache zu orientieren als darauf, nach zentralen Prinzipien der Persönlichkeitsbildung zu suchen. Freilich heißt das oft, das Kind mit dem Bade ausschütten. Denn schließlich sind auch die „allgemeinen“ Persönlichkeitszüge „Sachen“ und „Wesenheiten“, die man „phänomenologisch“ mit Hilfe der Sprache herausarbeiten kann. Allerdings muß man eine bestimmte psychologische „Vorstellung“ von der Sache haben, um Ansatzstellen für Beobachtung und sprachliche Arbeit zu finden. Vom Wort allein ist die Ordnung des Seelischen unableitbar.

Gleich der Sache ist auch die Sprache eine Aufgabe, deren Lösung viele Überlegungen erfordert; Überlegungen, die sich aber auch lohnen können. Wenn man sich stets vergegenwärtigt, daß und aus welchen Gründen die Sprache ein Wesenserfassen verdecken kann (Bergson), kann man die Sprache im Dienste der qualitativen Methode sinnvoll einsetzen. Es wäre unsinnig, sich eines hochdifferenzierten und „gelebten“ Hilfsmittels völlig zu begeben und auf die anregende „Weisheit“ und Farbenfülle der Sprache zu verzichten.

Der Wesensbezug der qualitativen Methode verbindet sich mit Interpretationsregeln, die mit dem Erfassen von Anschaulichem, Inhaltlichem, Übergreifendem, von „Physiognomien“ und „Charakteren“ zusammenhängen. Er stellt sich den Regeln der Ausdrucksdeutung und hat zu tun mit Evidenz und Verständnis. Besonders auch die Regeln der Symboldeutung verdienen beim Wesensbezug Beachtung, ob es sich nun um Analogisierung, um Übersetzung in „Gleichnisse“ (Steckel o. J.) oder eine andere Interpretationsart handelt. Der Einsatz der Interpretation wird erleichtert, wenn sie in der Nähe des Phänomens bleiben und wenn dieses in der Beschreibung der Sache leicht wiedererkannt werden kann (Glover).

### 5. Vereinheitlichung

Diltheys „Leben erfaßt Leben“ hätte schon im vorigen Absatz zitiert werden können. Wesensbezug und Vereinheitlichung oder „Uniformität“ des Erfassens gehören bei den qualitativen Methoden eng zusammen und sind wohl gerade in dieser Einheit zum Hauptangriffspunkt gegen die qualitativen Methoden geworden.

Die qualitativen Methoden sind undenkbar ohne die Tatsache, daß der Beobachter selbst als „methodisches“ Glied eingesetzt ist. Zwar gibt es auch sonst keine Psychologie ohne Psychologen, aber dessen Tätigkeit kann auf Vorbereitung und Auswertung begrenzt werden. Die qualitativen Methoden jedoch setzen den Psychologen auch als das „Instrument“ in die Mitte, dessen unmittelbares Beteiligt-Sein, dessen Bemerken und „Qualifizieren“ das Material erarbeitet. Daß er sein Tun selbst versteht und jeden Schritt

mit den anderen zusammenfügt, bringt alle Vorgänge des Erfassens auf einen einheitlichen Nenner. Darin liegt für die qualitative Methode natürlich wieder eine Gefahr: die beobachtete Sache kann mit den Persönlichkeitsprozessen des Beobachters mehr als angemessen in mannigfachen „Projektionen“ verquickt werden (Horney, Karpman, König 1956).

Zugleich wird in diesem Zusammenhang die Frage nach dem Wert oder Unwert von Gespür, Witterung, Blick, Eindringungsvermögen, Einfühlung, Phantasie gestellt (Hartmann, Hippus, Romein, Wellek 1950), damit wieder ein Problem, das die wissenschaftliche Psychologie überhaupt betrifft, aber speziell den qualitativen Methoden gestellt wird. Über die Stellung dieser Faktoren in vereinheitlichenden und stets verständnisnahen Erfassungsprozessen der qualitativen Methoden bestehen Unklarheiten nicht allein, weil die o. a. Begriffe teilweise heute wirklich kaum noch in der psychologischen Systematik zu rechtfertigen sind. Vielmehr ergeben sich Schwierigkeiten aus der Unsicherheit über das, was als Wissenschaft auf dem Gebiet des Seelischen anzusehen ist. Es sei wenigstens daran erinnert, was Allport (1937) fand, als er die Eigenschaften eines guten Beurteilers untersuchte: (Selbst-)Einsicht, Ähnlichkeit mit dem Beurteilten, Intelligenz, Komplexheit, (soziale) Distanz, ästhetische Haltung, soziale Intelligenz. Dieses „komplexe“ Ergebnis spricht für die Komplexität auch der Wissenschaft und für das vereinheitlichende Erfassen der qualitativen Methode, das man auch als ein Erfassen definieren kann, bei dem die Glieder des Erfassungsprozesses im gleichen „Medium“ ineinander transformierbar sind.

Die Verbindung der Auffassungs-, Verarbeitungs- und Einordnungsprozesse, des Sehens und Verstehens, des Vergleichens und Abhebens, des Bemerkens und Feststellens, kurz all der verschiedenen Operationen, die beim Vorgehen mit Hilfe der qualitativen Methode erforderlich sind, geschieht in der Einheit eines personalen Prozesses. Zwischen dem Selbst aufgenommenen (Gesehenen) und dem Selbstverarbeiteten (Erkannten) braucht es in den qualitativen Methoden keinen Sprung zu geben. Das qualitative Vorgehen kann die Operationen des Beobachters kontinuierlich ineinander transformieren. Beobachten und Klassifizieren sind Glieder des gleichen Systems; dadurch kann sich auch in lückenlosem Ineinanderarbeiten der Prozesse ein stimmiges Gesamtbild entwickeln. Pintschovius deutet auf diese Vereinheitlichung hin, wenn er etwas vereinfachend von dem „Verstand“ als dem Organ der Diagnose, der Instanz für Folgerungen und dem Hausherrn der Regeln und Theorien spricht.

Die qualitativen Methoden sind Verläufe psychologischen Vorgehens, die in ihrer Ganzheit auf ein Ziel gerichtet und die in der Transformation der zur Beobachtung erforderlichen Operationen in sich vereinheitlicht sind; sie sind umschlossen von den „Kenntnissen“ des Beobachters und suchen ein „Unbekanntes“ mit diesen Kenntnissen in Einklang zu bringen. In dieser Beziehung auf das Tun des Beobachters liegen die Ansätze für operationale Definitionen (Stevens, Tolman). Dadurch bahnt sich eine Kontrolle an, und das muß besonders betont werden, weil — zusammenhängend mit dem Ineinandergefügtsein der (vereinheitlichenden) Vorgänge — bisweilen eine

Art „Gefühlsbrei“ für qualitative Methode ausgegeben wird. Wieder ruft das Bewußtwerden des Prinzips der Vereinheitlichung eine Sicherung der wissenschaftlichen Forschung hervor. Abgesehen davon, daß in vielen Fällen, wo kein angemessenes Maß aufzufinden ist (Wellek 1957), der Mensch notgedrungen auch weiterhin das „Maß aller Dinge“ sein muß, ist der Mensch als Beobachtungsinstrument durch kein anderes Instrument zu ersetzen (Brown u. Ghiselli, Heyns u. Lippitt). Er definiert Lage und Antwort, ohne den Prozeß der sozialen Interaktion bei der Beobachtung anderer zerreißen zu müssen (Heyns u. Lippitt). Besonders die „teilnehmende Beobachtung“ ist an „Lebensnähe“, Offenheit und Vertrautheit kaum zu übertreffen. Der teilnehmende Beobachter befindet sich auf der gleichen Aktivitätsebene wie der Beobachtete (König 1956, Mead). Mead meint, selbst wenn man als Beobachter einmal in Wut gerate, solle das sofort zum Ansatzpunkt für die Beobachtung der Reaktionen des anderen gemacht werden. Wie es sich auch hierbei um eine Art Vereinheitlichung handelt, zeigt das Gespräch, das den anderen noch enger in die „eigenen“ Prozesse des Beobachters einbezieht. Nach Erikson ist der Analytiker Teil des Prozesses, den er untersucht; zur Erläuterung braucht man in diesem Zusammenhang nur auf die Literatur zum Übertragungsproblem zu verweisen (Freud, Görres, Horney, Stekel 1938 u.a.).

Mit der Vereinheitlichung hängen Deutungsregeln zusammen, die sich um „Nacherleben“ und um „Übereinkommen“ (von „Denken“ und „Fühlen“, Erwartung und Erfüllung) bewegen. Hierhin gehört das „Mitgehen als Bedingung gültiger Einsicht“ (Thomae 1952) und das abschließende „Gefühl“, man hätte es „immer schon gewußt“, nur nicht in sprachlich-begrifflicher Form. Es dürfte gerade bei der Vereinheitlichung eine beträchtliche Zahl von Regeln geben, die bisher kaum klar erfaßt sind.

Das Denkgerüst der qualitativen Methoden zeigt, daß die qualitativen Methoden systematisch geplant, aufgezeichnet und wiederholt werden können (Jehoda). Und wenn der Beobachter auch den Raster für das zu Erfassende „im Kopf“ hat, so bedeutet das nicht, daß er sich seine Erfassungskategorien erst *medias in res* zurecht machen muß. Er kann Beobachtungsgesichtspunkte und -regeln bereits vorher festlegen; die Beweglichkeit der qualitativen Methode ist kein Zwang zur völligen Unfestgelegtheit.

### III. Schauweisen (approaches)

Die Unterscheidung von methodischer Technik, die mit den Grundformen des Vorgehens zu tun hat, und Schau- oder Annäherungsweise (approach) läßt sich auch für die qualitative Methode durchführen. Eine Schauweise organisiert in der einen oder anderen Form Daten um bestimmte Einheiten (König 1958). Auf dem Gebiet der Persönlichkeitsforschung hängen die Schauweisen mit den verschiedenen Persönlichkeitssystemen zusammen; sie dienen dazu, „den einheitlichen Charakter des untersuchten .Gegenstandes“ zu erhalten (König). Dadurch gewinnt selbstverständlich stets ein spezieller Gehalt für die qualitative Methode Bedeutung. Er ordnet die methodischen Techniken in eine Richtung der Persönlichkeitsbefragung ein.

Als Beispiele für solche die Faktoren organisierende Schauweisen der wissenschaftlichen Persönlichkeitsforschung können hier Beschreibende Psychologie und Verhaltensforschung i. e.S., Inhalts- und Wahrnehmungsanalyse sowie Tiefenpsychologie und Biographik dienen. Im Prinzip kann jede Persönlichkeitslehre zu einem in sich geschlossenen System methodischer Fragen ausgebildet werden. Von der vorwissenschaftlichen Psychologie unterscheiden sich die wissenschaftlichen Befragungssysteme einmal dadurch, daß die wissenschaftlichen Methoden die Prinzipien ihres Vorgehens unter Kontrolle zu bringen suchen. Zum anderen dadurch, daß die von der Wissenschaft verwendeten Kategorien aus der Ganzheit einer systematischen Konstruktion des Persönlichkeitsgeschehens abgeleitet und ineinander überführbar sind (Dilthey, Klages, Salber 1959). Das kann sich unter methodischem Gesichtspunkt darin zeigen, daß die Beobachtungsbereiche der vorwissenschaftlichen Erfassung mehr von äußerlichen als von psychologischen Kategorien bestimmt sind. Der Vorteil des vorwissenschaftlichen Vorgehens liegt in der damit oft gegebenen Einheitlichkeit und (kontrollierbaren) Anschaulichkeit; ihr Nachteil liegt darin, daß eigentlich psychologisch wichtige Fragen nur zufällig mitgestellt werden.

Beobachtungsbereiche, die sich in der vorwissenschaftlichen Literatur finden, sind u. a. Handlungen, Gedanken, Gespräche, Wünsche, Umgebung, Verhalten zu anderen, Werke, Eigenschaften, Gesamtqualitäten (Salber 1955). Zur Verdeutlichung wissenschaftlich erarbeiteter Beobachtungsbereiche läßt sich Pfänders Frage nach der seelischen Größe, Gestalt, nach ihrem Stoff und Lebensfluß anführen oder die charakterologischen Leitlinien, die Utitz skizzierte: Richtungsbestimmtheit, Ein- und Mehrdimensionalität, Dynamik, Intensität, Erfüllung und Aushöhlung, Gegliedertheit des Erlebens, Ansprechbarkeit, Nachhaltigkeit, Erlebniserledigung, Spontaneität, formale und inhaltliche Ziele, Lebensprobleme usw. Zwischen den beiden Polen findet sich eine Fülle von Angaben zu Beobachtungsbereichen, etwa bei Allport (1937), Bales, Kluckhohn u. Murray, Thomae (1954), R. Watson usw. Die Angaben sind jeweils durch die spezielle Persönlichkeitstheorie ihrer Urheber bestimmt, welche Kategorienbildung und Art der geforderten Beobachtungen „diktiert“ (Heyns u. Lippitt).

## 1. Beschreibende Psychologie

Die deutsche Psychologie und Psychiatrie hat stets zur Erforschung von Persönlichkeitsproblemen die Beschreibung als eine eigene Schauweise bevorzugt (Gruhle, Hippus, Homburger, Jaspers, Klages, Kretschmer, Lersch, Pfänder, Utitz, Wellek u. a.). Auf die Persönlichkeit, wie sie gegenwärtig „ist“, richten sich die eingesetzten Methoden hier in besonderer Weise. Dieses Erforschen der „Gegenwart“ der Persönlichkeit bedingt einen kennzeichnenden Stil der beschreibenden Psychologie. In subtilen Studien werden Probleme des Charakteraufbaus, der qualitativen Definition und Umgrenzung von Persönlichkeitszügen angegangen. Durch Analyse der Gliederung und „Konstruktion“, im Herausdestillieren prägnanter Wesensmerkmale wird es der beschreibenden Anschauungsweise möglich, bei der

angestrebten „Querschnittsbetrachtung“ ein festes Gerüst für den Entwurf lebensnaher Persönlichkeitspsychologie zu finden.

Unterformen der beschreibenden Annäherungsweise sind Fallstudie und klinische Methode; sie lassen schon deutlich den Übergang zur biographischen Methode erkennen. Beide Verfahren zielen auf ein Erkennen des Individuums in seiner Einmaligkeit (R. Watson), sie sind oft miteinander verbunden. Doch können auch die anderen Probleme der Persönlichkeitsforschung von konkreten Fallstudien aus immer wieder überprüft werden (Lersch 1954, Utitz). Die Fallstudie enthüllt die Gefahren, die in der bloßen Sammlung einer Menge von Daten liegen: ohne Auswahl, Ordnung und Sichtung sind sie belanglos. Daher ist die „Pflege“ der Fallstudie auch ein wichtiges Glied des Gesamtverfahrens, das den Daten Form gibt. Bei der klinischen Methode besitzt besonders der persönliche Kontakt Bedeutung (Allport 1937, Brown).

## 2. Perceptual Approach

Schon das Schwanken, ob es besser wäre, von „perceptual“ oder „personal“ oder „phenomenological“ approach zu sprechen, zeigt, daß diese Annäherungsweise nicht scharf von der beschreibenden Persönlichkeitsforschung zu trennen ist. Der „Perceptual Approach“ fragt danach, wie die Menschen sich und die Welt in der sie leben „sehen“ (Combs u. Snygg, McLeod). Beachtet werden aus diesem Grunde etwa die Suche nach „Angemessenheit“, nach Selbstverwirklichung, die Anpassung an Erfordernisse und Bedrohungen sowie Techniken, persönliche Ziele zu erreichen. Das erinnert in vielem an die „inhaltliche“ Schauweise, die Hippus anregt, wenn er die Art, „wie der Mensch sich selbst erlebt“ und „wie er mit dem Leben fertig wird“ beachten will. Eine spezielle Art „Inhaltsanalyse“ liegt in der Arbeit Berelsons vor. Vielleicht zeigt sich gerade hier deutlich, daß man die Schauweisen in ihrem methodischen Wert nicht überbewerten darf. Letztlich klärt allein der Bezug der Grundformen qualitativer Methoden zu speziellen Theorien ihre Bedeutung.

## 3. Tiefenpsychologische Anschauungsweise

Von den o. a. Schauweisen, die auf die Gegenwart der Persönlichkeit bezogen sind, heben sich zwei Annäherungsweisen ab, die vor allem die Lebens-Geschichte beachten: die biographische Methode und die Tiefenpsychologie. Beide besitzen im Nacheinander und der in ihm erfassbaren „Kausalität“ verständlicher Zusammenhänge ein Gerüst, das ihrer Persönlichkeitsauffassung Halt gibt; beide streben eine methodische Erforschung der inneren Lebensgeschichte an (Binswanger). Die Tiefenpsychologie steht allerdings der beschreibenden Psychologie in einer Hinsicht näher als der biographischen Methode: sie richtet sich auf irgendwie allgegenwärtige Grundkomplexe der Persönlichkeit. Die Geschichte spielt eigentlich mehr die Rolle einer Geburtshelferin. Die Lebensdaten dienen oft nur dazu, Gespräch und Einsicht zu fördern. Doch finden sich mannigfache Ansätze,

die tiefenpsychologische Schauweise der biographischen anzunähern (Binswanger, Erikson, Horney, Kardiner, Karpmann). Eindeutig unterschieden sowohl von beschreibender Psychologie wie von biographischer Methode ist die tiefenpsychologische Annäherungsweise aber durch die Orientierung ihrer Beobachtung an dem System der Mechanismen und Persönlichkeitsvorgänge, die sich aus der Freudschen Konzeption der Persönlichkeit herausdifferenzierten.

#### 4. Biographische Methode

Bei der biographischen Methode ist demgegenüber die Lebensgeschichte als solche Ziel der Persönlichkeitsforschung. Indem sie mehr auf Feststellung als auf Erklärung Wert legt, steht sie in dieser Hinsicht der beschreibenden Psychologie näher als die Tiefenpsychologie. Doch ihr Interesse am Werden und Vergehen, am gesamten Lebenslauf unterscheidet sie eindeutig von jeder gegenwartsbezogenen Schauweise. Das „Mitgehen“ mit der Geschichte der Persönlichkeitszüge ist ihr Ziel (Thomae 1952); die Einberechnung von „Neuem“ ihre wichtige Hilfe. Da es dem Psychologen aber kaum vergönnt sein dürfte, von der Wiege bis zur Bahre dabei zu sein, muß er autobiographische Daten, persönliche Dokumente, Akten, Beobachtungen von Laien zur Stütze seines biographischen Vorgehens nehmen. Dadurch wird die biographische Methode gezwungen, sich mit mancherlei Voreingenommenheiten auseinanderzusetzen und besondere Kriterien zur Sicherung des Materials zu entwickeln (Beck, Burgess, Dollard, Kardiner, Karpman, Thomae 1952).

#### Schluß

Ob die qualitativen Methoden als wissenschaftliche Methoden anerkannt werden können, machen kritische Überlegungen zur qualitativen Methode wohl meist von ihrer Kontrollierbarkeit abhängig. Eine Antwort auf diese Frage sollte nicht allein die „Norm“ berücksichtigen, sondern auch all das, was Dichter und Menschenkenner seit langem in qualitativem Erfassen sichtbar gemacht haben — auch wenn sie die Prinzipien ihrer Methode unkontrolliert anwandten. Jede der Möglichkeiten, einen Charakter zu schildern, ist zugleich ein diagnostischer Weg.

Das bedeutet nicht, daß man Sorgfalt und Kontrolle bei den qualitativen Methoden außer acht lassen darf. Es geht darum, sich der Prinzipien qualitativen Erfassens bewußt zu werden und darum, möglichst exakt und doch zugleich umfassend und umsichtig vorzugehen; es ist notwendig, sich über Begrenzungen und Gefahren immer im klaren zu sein.

Über die Prinzipien ist einiges gesagt. Über Vorteile und Begrenzungen kann man sich durch einen Vergleich mit anderen Verfahren orientieren. Die qualitativen Methoden erscheinen als historischer Ursprung, als Rahmen und Bezugsort für die anderen Verfahren. Diese Verfahren — etwa Tests oder quantifizierende Methoden — sind Ausgliederungsformen der qualitativen Methoden. Sie erreichen ihre „Gesicherheit“ durch Spezialisierung, Einengung und Verfestigung. Damit suchen sie Gefahren der qualitativen



Methoden aus dem Wege zu gehen: der Gefahr falscher Auswahl, falschen Sinnbezugs, wertender Ordnung, ungesicherter Ganzheit, der Gefahr des Impressionismus und des Verlustes der Übersicht. Die „Gesicherheit“ i. e. S. erreichen die nichtqualitativen Verfahren durch Aufgeben der Rolle einer Forschungsmethode: sie werden Einordnungshilfe — sowie durch Aufgeben der Beweglichkeit: sie verfestigen sich durch Fixierung bestimmter Ansatz- und Bezugsorte und werden dadurch „exakt“ kontrollierbar sowie bezogen auf Vergleichs-Maßstäbe. Was sich diesen festen Maßstäben nicht fügt, bleibt unberücksichtigt. Den Gefahren der Vereinheitlichung entgehen sie durch die Trennung des verstehenden Denkens von der registrierenden Tätigkeit: Dinge und formale Zeichen werden Zwischenglieder. An die Stelle „beweglicher“ Ganzheiten setzen sie identische Einheiten, an die Stelle des Sich-Zeigenden das vom Erfassenden konstruierte. Die nichtqualitativen Verfahren geben den Wesensbezug auf zugunsten uneigentlicher, aber genau meßbarer Markierungshilfen; sie geben nie Wesensschau, sondern müssen im Ganzen immer wieder in den qualitativen Rahmen eingefügt werden. Paradoxerweise verspricht ihnen unter bestimmten Umständen der äußerste Zufall höchste Sicherheit, während die qualitativen Methoden aus ihrem System heraus den Zufall möglichst einzuschränken suchen. Es ist unbestreitbar, daß die qualitativen Methoden ihre Begrenzungen haben und daß sich ihre Gefahren eindämmen lassen; aber es ist genau so wenig zu verkennen, daß jede Abhilfe ihre Nachteile hat. Wie der Sinn nichtqualitativer Verfahren erst auf dem Hintergrund der qualitativen Methoden als Ausdifferenzierung verständlich wird, so dürfte auch die gegenseitige Erhellung Begrenzungen und Möglichkeiten der Verfahren eng miteinander verbunden erweisen. Die praktische Folge aber dürfte darin liegen, auf jedes „Entweder-Oder“ zu verzichten.

Die Genauigkeit der qualitativen Methode wird gefördert durch Klarheit über die Einheiten des Seelischen und der Beobachtung (Dailey, Guilford). In der Psychologie überhaupt ist das Problem der Einheiten unlöslich mit der Zeitfrage verbunden, in der Persönlichkeitsforschung insbesondere mit der Frage nach der Beziehung zwischen den Dimensionen aktuellen Geschehens und den Persönlichkeitskategorien. Ohne Klarheit hierüber verfehlen Methoden allein ihren letzten Sinn.

Methoden sind Mittel und Wege des Auffassens; sie haben mit Begriffssystemen, mit Prinzipien des Vorgehens und den „rohen“ Fakten zu tun. Daher kann eine Variation der Beziehung zwischen den Gliedern des methodischen Gefüges im Hinblick auf den Endbefund zur Kontrolle werden; denn das gleiche Prinzip des Vorgehens und die gleiche Deutungsregel gestattet „probierend“ auch andere Beziehungen der Daten zueinander. Darin liegt eine Art Überprüfung der Kausalhypothese durch Variation (Greenwood); sie ist den qualitativen Methoden durchaus verfügbar.

Feigl führt als regulative Ideale der Wissenschaft an: Intersubjektive Überprüfbarkeit, ausreichende Bestätigung, Bestimmtheit und Präzision, systematischer Zusammenhang, Wissenshorizont. Es ist nicht zu bestreiten, daß die qualitativen Verfahren im großen und ganzen diesen Regulativen entsprechen.

# Literatur

Adler, A.: Persönlichkeit als geschlossene Einheit. Int. Zt. Individualpsych. Bd. 10, 1932. — Adler, A.: Die Technik der Individualpsychologie. München 1928. — Allesch, J. v.: Die Stellung der Psychologie zu den Natur- u. Geisteswissenschaften = Zur Methode der Psychologie. Psych. Rundsch. I, 1949. — Allport, G. W.: Personality. New York 1937 (dt. Stuttgart 1949). — Allport, G. W. and Vernon, P. E.: Studies in expressive movement. New York, Macmillan 1933. — Allport, G. W.: The use of personal documents in psychological science. Soz. Sci. Res. Coun. Bull. 1942, Nr. 49. — Anastasi, A.: Differential psychology. 3. A. New York 1948. — Anderson, J. E.: Methods of child psychology. In: Charnichael, L. — Andrews, T. G.: Methods of psychology, New York, London 1948.

Baumgarten, F.: Tests zur Gesinnungsprüfung. In: Stern, E. — Beck, W.: Die biographische Methode in der Sozialpsychologie. Psychol. Rundsch. III, 1952. — Berelson, B.: Content analysis. In: Lindzey, G. 1954. — Bergson, H.: Zeit und Freiheit. Jena 1920. — Bingham, W. V. and Moore, B. V.: How to interview. New York 1941. — Binswanger, L.: Ausgewählte Vorträge und Aufsätze. Bd. 1, Bern 1947. — Bochenski, I. M.: Die zeitgenössischen Denkmethoden. München 1954. — Brower, D.: The problem of quantification in psychological science. Psychol. Rev. 56, 1949. — Brown, A. W.: Methods and techniques in clinical psychology. In: Andrews, T. G. — Brown, C. and Ghiselli, E. E.: Scientific method in psychology. New York 1955. — Brunswik, E.: The conceptual framework of psychology. Intern. Encycl. Unif. Sc. II, 5, 1955. — Bühler, Ch.: Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem. Leipzig 1933. — Burgess, E. W.: Research methods in sociology. In: Gurwitsch u. a. — Busemann, A.: Stil und Charakter. Meisenheim 1948. — Buytendijk, F. J. J. and Plessner, H.: Die Deutung des mimischen Ausdrucks. Philos. Anzeiger I, 1925. — Buytendijk, J. J.: Mensch und Tier. rde 1958. —

Carmichael, L.: Manual of child psychology. 2. A. New York 1954. — Chase, St.: Die Wissenschaft vom Menschen. Wien 1951. — Combs, A. W. and Snygg, D.: Individual behavior. 2. A. New York 1959.

Dailey, Ch. A.: The natural structure of the life history. Vita humana 2, 1959. — David, H. P. and v. Bracken, H.: Perspectives in personality theory. New York 1957. — Derbolav, J.: Das Gesamtbild im Rahmen der Schülerbeschreibung. In: Lang, L. — Dessoir, M.: Abriß der Geschichte der Psychologie. Heidelberg 1911. — Dilthey, W.: Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie. Bd. 5 Gesamm. Schriften. Leipzig u. Berlin 1924. — Dollard, J.: The life history in community studies. In: Kluckhohn and Murray. — Dollard, J.: Criteria for the life history. New Haven 1935.

Eisler, R.: Handwörterbuch der Philosophie. 2. A. Berlin 1922. — Engels, H.: Der Scenotest. Münster 1957. — Erikson, E. H.: Kindheit und Gesellschaft. Zürich, 1957.

Flanagan, A.: The critical incident technique. Psych. Bull. 51, 1954. — Feigl, H. and Broadbeck, M.: Readings in the philosophy of science. New York 1953. — Feldmann, I. G.: Der Aubertversuch als Mittel der Gruppendiagnose. In: Hippus, R. — Freemann, G. L., Mason, G. E., Kalzoffi, E. T. and Pathman I. H.: The stress interview. I. Abn. Soc. Psychol. Vol. 37, 1942. — Freud, S.: Psychoanalytische Studien an Werken der Dichtung und Kunst. Wien 1924. — Freud, S.: Gesammelte Werke. London 1942/52.

Garrett, A.: Interviewing, its principles and methods. New York 1942. — Geiger, M.: Fragment über den Begriff des Unbewußten und die psychische Realität. Halle 1930. — Giese, F.: Methoden der Wirtschaftspsychologie. Berlin—

Wien 1927. — Glover, E.: *The technique of psycho-analysis*. London 1955. — Görres, A.: *Methode und Erfahrungen der Psychoanalyse*. München 1958. — Gorer, G.: *Die Amerikaner*. Zürich 1952. — Gottschaldt, K.: *Der Aufbau des kindlichen Handelns*. 2. A. Leipzig 1954. — Greenwood, E.: *Das Experiment in der Soziologie*. In: König, R. 1956. — Gruhle, H. W.: *Verstehende Psychologie*. 2. A. Stuttgart 1956. — Guilford, I. P.: *Personality*. New York 1959. — Gurvitch and Moore: *Twentieth century sociology*. New York 1945.

Hartmann, H.: *Über genetische Charakterologie, insbesondere über psychoanalytische*. Jb. Char. VI, Berlin 1929. — Hauser, A.: *Sozialgeschichte der Kunst und Literatur*. München 1953. — Heidegger, M.: *Sein und Zeit*. Halle 1929. — Heiß, R.: *Die Deutung der Handschrift*. Hamburg 1943. — Hepner, H. W.: *Psychology applied to life and work*. New York 1941. — Heyns, R. W. and Lippitt, R.: *Systematic observational techniques*. In: Lindzey, G. 1954. — Hilgard, E. R., Kubie, L. S., Punpanian-Mindlin, E.: *Psychoanalysis as science*. 2. A. New York, 1956. — Hippus, R.: *Volkstum, Gesinnung und Charakter*. Stuttgart 1943. — Hofstätter, P.: *Tatsachen und Probleme einer Psychologie des Lebenslaufs*. Zt. Ang. Psych. Charakt. Bd. 53, 1938. — Hofstätter, P.: *Zur Frage der Intuition in der Psychodiagnostik*. Stud. Gen. 9. Jg., 1956. — Homburger, A.: *Vorlesungen über Psychopathologie des Kindesalters*. Berlin 1926. — Horney, K.: *Neue Wege der Psychoanalyse*. Stuttgart 1951. — Husserl, E.: *Logische Untersuchungen*. 4. A. Halle 1928.

James, W.: *Psychologie*. Leipzig 1909. — Jaspers, K.: *Allgemeine Psychopathologie*. 4. A. Göttingen-Heidelberg 1948. — Jahoda, M., Deutsch, M. u. Cook, St. W.: *Beobachtungsverfahren*. In: König 1956. — Jahoda, M., Deutsch, M. u. Cook, St. W.: *Die Technik der Auswertung: Analyse und Interpretation*. In: König 1957. — Jung, C. G.: *Symbole der Wandlung*. Zürich 1952.

Kardiner, A.: *The psychological frontiers of society*. New York 1945. — Kardiner, A. and Linton, R.: *The individual and his society*. 4. A. New York 1947. — Katz, D.: *Die Ausdeutung der Ergebnisse: Probleme und Gefahren*. In: König, R. 1957. — Karpman, B.: *Child and juvenile delinquency*. Washington 1959. — Keilhacker, M.: *Charakterologische Aufsatzuntersuchungen*. Zt. Angew. Psychol. Bd. 50, 1936. — Klages, L.: *Die Sprache als Quell der Seelenkunde*. Zürich 1948. — Klages, L.: *Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck*. 7. A. Leipzig 1950. — Klages, L.: *Die Grundlagen der Charakterkunde*. 11. A. Bonn 1951. — Köhler, W.: *Psychologische Probleme*. Berlin 1933. — König, R.: *Beobachtung und Experiment in der Sozialforschung*. Köln 1956. — König, R.: *Das Interview*. 2. A. Köln 1957. — König, R.: *Soziologie*. Fischer-Lexikon, 1958. — Koffka, K.: *Die Grundlagen der psychischen Entwicklung*. Osterwieck 1921. — Kronfeld, A.: *Die weltanschauliche Bedeutung d. Individualpsychologie*. Int. Zt. Individualpsy. Bd. 4, 1926. — Kubie, L. S.: *Problems and techniques of psychoanalytic validation and progress*. In: Hilgard, E. R. u. a. — Kunz, H.: *Die anthropologische Bedeutung der Phantasie*. Basel 1946. — Kunz, H.: *Über den Sinn und die Grenzen des psychologischen Erkennens*. Stuttgart 1957.

Lang, L.: *Neue Wege der Schülerkenntnis*. 3. A. Wien, 1952. — Lersch, Ph.: *Gesicht und Seele*. München 1932. — Lersch, Ph.: *Probleme der Charakterkunde*. Psych. Rundsch. Bd. 1, 1949. — Lersch, Ph.: *Aufbau der Person*. 6. A. München 1954. — Lewin, K.: *A dynamic theory of personality*. New York 1935. — Lewin, K.: *Principles of topological psychology*. New York 1936. — Lindzey, G.: *Interpretative Assumptions and relate empirical evidence*. Psych. Bull. Vol. 49, 1952. — Lindzey, G.: *Handbook of social psychology*. Cambridge (Mass.) 1954. — Lipps, H.: *Die Verbindlichkeit der Sprache*. 2. A. München 1932. — Lynd, R. S.: *Middletown*. New York 1929.

Maccoby, E. E. und N.: Das Interview: ein Werkzeug der Sozialforschung. In: König 1957. — McFarlane, J. W.: Studies in child guidance. Monogr. Soc. Res. Child Dev. III, 6, 1936. — McClelland, D. C.: Toward a science of personality theory. In: David, P. and v. Bracken. — McLeod, R. B.: The phenomenological approach to social psychology. Psychol. Rev. LIV, 1947. — Marx, M. H.: Psychological theory. New York 1947. — Mead, M.: Mann und Weib. Hamburg rde 1958. — Meili, R.: Lehrbuch der psychologischen Diagnostik. 3. A. Bern 1955. — Metzger, W.: Das Experiment in der Psychologie. Stud. Gen. 5. Jg., 1952. — Muchow, M.: Anleitung zur psychologischen Beobachtung von Schulkindern. 2. A. Leipzig 1950. — Müller-Freienfels, R.: Charakter und Erlebnis. Jb. Charakt. Bd. 2/3, Berlin 1926. — Murray, H. A.: Explorations in personality. New York 1938.

Packard, V.: Die geheimen Verführer. Düsseldorf 1958. — Payne, St.: The art of asking questions. Princeton, New Jersey 1951. — Pfänder, A.: Die Seele des Menschen. Halle 1933. — Pintschovius, K.: Die psychologische Diagnose. München-Berlin 1940. — Pratt, C. C.: The logic of modern psychology. New York 1948. — Prinzhorn, H.: Wege zur Charakterologie. Jb. Charakt. Bd. 2/3, Berlin 1926.

Rickert, H.: Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft. 7. A. Tübingen 1926. — Riesman, D.: Die einsame Masse. Hamburg rde 1958. — Roethlisberger, F. I. and Dickson, W. J.: Management and the Worker. Cambridge, Mass. 1946. — Rogers, C. R.: Counseling and psychotherapie. Boston 1942. — Romein, I.: Die Biographie. Bern o. J. — Rosenzweig, S.: Investigation and appraising personality. In: Andrews, T. G. — Rothacker, E.: Die Schichten der Persönlichkeit. 4. A. Bonn 1948. — Rothacker, E.: „Anschauungen ohne Begriffe sind blind.“ Kant-Stud. Bd. 48., 1956/57. — Rugg, D. and Cantril, H.: Die Formulierung von Fragen. In: König, R. 1957.

Salber, W.: Die Kunst der Charakterschilderung. Weinheim-Berlin 1955. — Salber, W.: Der psychische Gegenstand. Bonn 1959. — Salber, W.: Formen zeichnerischer Entwicklung. Zt. Diag. Psych. Bd. 4, 1958. — Sander, F.: Goethe und die Morphologie der Persönlichkeit. Stud. Inst. nat. geist. Anthr. 1952. — Sartre, J. P.: Das Sein und das Nichts. Hamburg 1952. — Scheler, M.: Wesen und Formen der Sympathie. Bonn 1923. — Selz, O.: Oswald Spengler und die intuitive Methode in der Geschichtsforschung. Bonn 1922. — Sheatsley, P. B.: Die Kunst des Interviews. In: König, R. 1957. — Simoneit, M.: Grundriß der psychologischen Diagnostik. Leipzig 1943. — Spengler, O.: Der Untergang des Abendlandes. 16—30. A. München 1922. — Smith, G.: Warum Kunden kaufen. München 1955. — Snell, B.: Der Aufbau der Sprache. Hamburg 1952. — Stekel, W.: Die Technik der Analytischen Psychologie. Bern 1938. — Stekel, W.: Masken der Sexualität 2. u. 3. A. Wien o. J. — Stern, E.: Der Test in der Klinischen Psychologie. I u. II. Zürich 1954/55. — Stern, W.: Allgemeine Psychologie auf personalistischer Grundlage. 2. A. Haag 1950. — Stern, W.: Persönlichkeitsforschung und Testmethode. Jb. Charakt. VI. Jg. Berlin 1929. — Stevens, S. S.: Psychology and the science of science. In: Marx, M. H.: — Straus, E.: Vom Sinn der Sinne. 2. A. Berlin-Göttingen-Heidelberg 1956. — Strehle, H.: Mienen, Gesten und Gebärden. München 1954. — Strehle, H.: Vom Geheimnis der Sprache. München-Basel 1956. — Szondi, L.: Heilwege der Tiefenpsychologie. Bern 1956.

Thomae, H.: Die biographische Methode. Stud. Gen. 5. Jg., 1952. — Thomae, H.: Beobachtung und Beurteilung von Kindern und Jugendlichen. Basel 1954. — Thomae, H.: Persönlichkeit. 2. A. Bonn 1955. — Thomae, H.: Forschungsmethoden der Entwicklungspsychologie. Handbuch d. Psych. Bd. 3, 1958. — Tolman, E.:

Molar and purposive behaviorism. In: Marx, M. H. — Topitsch, E.: Sozialtheorie und Gesellschaftsgestaltung. Arch. Rechts- u. Sozialphil. XIII, 1956.

Uttiz, E.: Charakterologie. Charlottenburg 1925.

Viergutz, F.: Das Beschreiben. NPSt. Bd. 10. München 1937. — Volkelt, H.: Grundbegriffe der Ganzheitspsychologie. 2. A. NPSt. XII 1954.

Watson, R. I.: The clinical method in psychology. New York 1951. — Watson, I. B.: Der Behaviorismus. Berlin 1930. — Weizsäcker, V. v.: Der Gestaltkreis. Stuttgart 1950. — Wellek, A. Die Polarität im Aufbau des Charakters. Bern 1950. — Wellek, A.: Mathematik, Intuition und Raten. Stud. Gen. 9., 1957. — Wellek, A.: The phenomenological and experimental approaches to psychology and characterology. In: David, H. P. and Bracken, H. v. — Wellek, A.: Das Laut-Sinn-Problem und die Entwicklungsgeschichte der Sprache. Phonetika, Vol. 4., 1959. — Werner, H.: Grundfragen der Sprachphysiognomik. Leipzig 1932. — Windelband, W.: Präludien. Tübingen 1911.

## Psychologie der Kleidung

Wilhelm Salber, Bonn

Die Psychologie der Kleidung bedarf präziser Fragestellungen, wenn sie mehr als allgemeine Anmerkungen geben will. Hier kann gerade die Allgemeine Psychologie helfen. Ihre Fragestellung kann davon ausgehen, daß die Kleidung eine Rolle im Ablauf des seelischen Geschehens spielt; ist die Kleidung wirklich Glied seelischen Geschehens, dann läßt sich über ihre Psychologie etwas ausmachen, indem man den vereinheitlichenden Zügen nachgeht, welche die Kleidung mit anderen Gliedern seelischer Verläufe verbinden. Damit erfährt man einiges über die Kleidung und dazu einiges über die Natur des Seelischen, die es offenbar gestattet, die Kleidung zu beseelen und die Seele zu bekleiden. — Als die einer ersten Orientierung am besten entsprechende Methode erweist sich in Interview und Beobachtung die sog. Camera-Technik der Motivforschung.

Daß die Voraussetzung — die Kleidung sei ein Schritt unter anderen seelischen Schritten — stimmt, demonstrieren die je nach Art der Kleidung verschieden geformten Gestalten, in denen das seelische Nacheinander abläuft. Die Erlebnisbeschreibung läßt erkennen, daß es sich hier nicht nur um charakteristische motorische Vollzüge handelt. Die Kleidung verschafft uns eigene, sogar „neue“ Gefühle und Empfindungen; sie verändert, vervollständigt, steigert seelische Anläufe und enthüllt darin eigentümliche Vereinheitlichungen. Im gleichen Sinne wirken auch Rhythmus, Kontrast, Zentrierung, Parzellierung und Durchgliederung. Allerdings kann man diese Verbindungen zwischen Kleidung und anderen seelischen Regungen erst richtig verstehen, wenn man bedenkt, daß sie insgesamt in bestimmte Bedeutungsrichtungen eingefügt sind: Erweiterung, Ausgriff, Einschränkung, Entfaltung usw.

Wie die Kleidung zeigt, gibt es seelische Intentionen und Motive, die man „anfassen“ kann. Sie tragen zur Feststellung und Verwirklichung (Verstofflichung, Versinnlichung) unseres Erlebens bei. Die Bedeutung der verstofflichten Intentionen ist aber nicht in allen Geschehenseinheiten gleich groß (Anschaffen, Ankleiden — Flirt, Spaziergang — Alltag). Doch gerade die Rolle der Kleidung im Alltag ist psychologisch interessant. Denn die Einwirkung der Kleidung fällt nie völlig aus. Die Kleidung ermöglicht Einsichten in Regulationen und Schaltstellen des seelischen Geschehens. Man kann in gleicher Kleidung verschiedene Handlungen durchführen; genauso gibt es Handlungen, zwischen denen man die Kleidung wechselt. Beide Fälle zeigen das gleiche: die Kleidung baut mit am Gefüge des seelischen Geschehens. Sie formiert, ähnlich wie gefühlshafte Erlebnisse es tun, führt Wendungen und Wandlungen herbei. Ihre Gerichtetheit besitzt dabei bisweilen rein antizipatorischen, „phantastischen“ Charakter. Auf die Kleidung als Gefüge weisen auch die Erlebnisse des Passenden oder die Erlebnisse des Unpassenden hin, die häufig durch einen „Mechanismus der Dinge“ entstehen, der den Fluß des Seelischen zerstört.

Die Kleidung greift als Formierung über mehrere Schritte des seelischen Nacheinanders hinweg; d. h. es wäre falsch, nach vereinheitlichenden Zügen nur bei zwei unmittelbar aufeinander folgenden Schritten zu suchen. Methodisch stellen die verstofflichten Intentionen bei dieser Suche nach größeren Zusammen-

hängen gleichsam greifbare Gestaltfragmente dar, die durch Beachtung des Vorher und Nachher, der Wiederholung und Variation ergänzt werden können. Auf diese Weise gelangt man zum Verständnis seelischer Formen, die thematisch „gespannte“ Gefühlsbewegungen, „Entwürfe“ oder Komplexentwicklungen tragen. Die Kleidung gestaltet den Stil dieser Abläufe mit. Sie regt andere seelische Vollzüge an, tönt und umrahmt sie.

Doch nicht allein auf solche umfassenden Vereinheitlichungen deutet die Kleidung hin, wenn wir sie psychologisch verstehen wollen, sondern auch auf gewisse Elementarrechte der Einzelschritte. Die verstofflichten Einzelschritte können in verschiedenen Verläufen eine Rolle spielen, und sie können dabei „unerlaubte“ Intentionen oder Ablaufsformen kompromißhaft ins Annehmbare wenden. In einem Ablauf läßt sich Einladung und Abweisung, Abwehr und Angriff ausdrücken. Die Kleidung schafft kein starres Gefüge; sie ist offen und organisierbar.

An der gegenseitigen Beeinflussung von Ganzheit und Einzelheit zeigt sich, daß die umfassenden seelischen Formen, so weit es geht, möglichen Reihenbildungen ihrer Glieder entgegenkommen. Man ist versucht, direkt von einem Prinzip des Entgegenkommens zu sprechen. Jedoch erlaubt das Verhältnis der Kleidung zum vorangehenden oder nachfolgenden Geschehen auch festzustellen, daß Einzelschritte eine eigene Richtung einschlagen können, und daß umgekehrt den sich bildenden seelischen Formen in Ersatzhandlungen, Verlagerungen und Verdichtungen plastische Ausgleiche verfügbar sind.

Die Einheit von Anschaulichkeit und Ablaufschema, die als Kleidung im seelischen Geschehen wirkt, erinnert an Überlegungen von Klages oder an C. G. Jung, wenn er von seelischen Grundverfassungen spricht, die Bild und Verhaltensmuster in einem sind. In solchen „Mustern“ entfalten charakteristische Bedeutungsrichtungen die Beziehungen und Entfernungen ihrer seelischen Welt. Es handelt sich dabei nicht nur um „inneres“ Seelisches; daher kann man sich die Natur des Seelischen, die sichtbar wird, wenn die Kleidung tatsächlich Unter- oder Oberton im seelischen Geschehen werden kann, vielleicht mit Hilfe solcher Muster verdeutlichen. Man braucht hier nur an das System des Sonntagnachmittags-Ausgehanzuges zu denken — einer echten Einheit von Verhaltensmuster und Bild der Reinlichkeitsdressur.

Ihrerseits stellt die Untersuchung der Kleidung eine gute methodische Hilfe dar für die Erforschung zentraler Probleme der Psychologie. Wie man von einer Analyse des Kitschs, der Unterhaltung u. U. leichter an eine Psychologie der Kunst herankommt, so kann auch der Umweg über die weniger mit Wertungen und Vorannahmen besetzte „simple“ Kleidung zu Modifikationen solcher Probleme führen, die sie einer Bearbeitung zugänglicher machen.